Wissenschaftliche Beilage
zum
Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig.
Ostern 1892.

Deutsche Musteraufsätze

für die Prima

von

Prof. Dr. Bahnsch.

1892. Programm No. 28.

Danzig,
A. Müller vormals Wedel'sche Hofbuchdruckerei.
1892.

Musteraufsätze? Der Name mag, trotz des näher bestimmenden Zusatzes, manchem Leser ein wenig stolz klingen. Er bezeichnet aber in der Praxis des Unterrichts nur eine Leistung, die wir jedem Lehrer des Deutschen, wofern er seiner Aufgabe gewachsen ist, zutrauen dürfen. Es hat nur nicht jeder Neigung und Musse, solche — immerhin zeitraubenden — Arbeiten anzufertigen. Dass sie den Schülern etwas nützen können, darf ich wohl annehmen. Beispiele wirken mehr als abstrakte Regeln. Wo finden wir nun in unserer Litteratur Beispiele von solchen Arbeiten, wie wir sie gerade von unsern Schülern verlangen? Die Prosaschriften unserer grossen Dichter und Denker sind gewiss eine herrliche Schule der Denkkraft und des Sprachgefühls; aber sie sind zu gross angelegt und verfolgen zu hohe Ziele, als dass sie gerade für die eng begrenzten und bescheidenen Aufgaben, die unsern Schülern gestellt werden müssen, die entsprechende Anleitung geben könnten. Mehr dienen diesen praktischen Zwecken des Unterrichts schon die stilistisch-rhetorischen Lesebücher, wie z. B. die „Musterstücke deutscher Prosa" von Richard Jonas: eine Reihe wertvoller Aufsätze neuerer Schriftsteller über Stoffe, die dem Gesichtskreise und der Fassungsgabe unserer Schüler nahe liegen. Aber auch hier finden wir bei genauerer Prüfung eher Meister- als Musterstücke. Gehaltvolle Abhandlungen, gewiss, reiche Fundgruben der Geistesbildung; aber ihre Vorzüge sind oft viel zu eigenartig, als dass unsere Schüler sie in ihren praktischen Stilübungen nachmachen könnten. Neuheit und Ursprünglichkeit der Gedanken verleihen einem Aufsatze, der für durchgebildete und ausgereifte Leser geschrieben ist, ohne Zweifel den grössten Wert. Ein Aufsatz, der für unfertige und werdende Stilisten lehrhaft sein soll, steckt sich ein bescheideneres Ziel. Hier soll mehr die Form als der Inhalt die Aufmerksamkeit des Lesers beschäftigen. Vorausgesetzt wird, dass der Schüler mit dem darzustellenden Stoffe sich völlig vertraut gemacht hat.

Die unten folgenden Aufsätze behandeln vorzugsweise litterarische Themen, freilich nicht, wie P. Klaucke*) verlangt, durchweg solche, welche aus dem Klassenunterricht erwachsen sind. Gewiss soll dieser vor allem darauf bedacht sein, unsere Primaner in Lessings, Goethes und Schillers Werken heimisch zu machen. Die häusliche Arbeit aber verlangt mehr Freiheit und weitere Umschau. Strebsamere Naturen fühlen sich gerade durch solche Aufgaben angelockt, deren Wahl schon erkennen lässt, dass man Zutrauen zu ihrer eigenen Kraft hat. Und auch hier sieht sich der Lehrer ja nicht seiner Pflicht überhoben, Anregung zu geben, Rat zu erteilen und die Richtung vorzuzeichnen. Themen, welche sich auf ein bestimmtes litterarisches Werk beziehen, sind weitaus die dankbarsten. Sie weisen dem häuslichen Fleisse des Schülers ein seinen Kräften entsprechendes, genau abgegrenztes Arbeitsfeld zu, auf dem er sein Urteil, oft auch seine Kombinationsgabe selbstthätig üben kann. Zeichnung des Charakters oder des Entwicklungsganges eines Helden, Schilderung der Zustände, unter denen eine dramatische oder epische Handlung vor sich geht, oder die vor dem Eintritt eines folgenschweren Ereignisses bestanden haben; ferner Nachweis, in wiefern gewisse — in der Klasse besprochene — ästhetische Gesetze in einer Dichtung befolgt oder nicht befolgt sind, das sind Aufgaben, denen sich geistig regsame Schüler mit besonderer Lust und Liebe widmen. Sie haben einen entschieden wissenschaftlichen Zug.

Dass nun aber freie Themen unerspriesslich oder gar schädlich seien, das habe ich nie begreifen können, wenn es auch noch so oft, in der letzten Zeit mit besonderer Heftigkeit von Klaucke, behauptet worden ist. Ganz unanfechtbar sind zunächst solche, die zur Prüfung eines historischen Gesetzes oder eines Ausspruchs auffordern, der aus der historischen Erfahrung abgeleitet ist, wie z. B. die Frage: „Worauf beruht die Kraft eines Volkes?" oder Mirabeaus Ausspruch: „Es ist kein weiter Weg vom Kapitol bis znm tarpejischen Felsen" oder Martials: „Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones." Von dieser Art ist das unten ausgeführte Thema:

Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort;
Verein' und leite! bess'rer Hort.

Doch auch ganz allgemeine Themen psychologischen oder ethischen Inhalts sind durchaus nicht von vornherein zu verwerfen. Freilich muss pädagogischer Takt bei ihrer Wahl und Formulierung walten; aber bei welcher Art

*) Deutsche Aufsätze und Dispositionen, deren Stoff Lessing, Schiller, Goethe entnommen ist, 1881, Einleitung S. 10.

von Themen wäre dieser wohl zu entbehren? Der so oft gehörte Einwurf, dass die Schüler nicht genug Lebenserfahrung hätten, um über derartige Themen etwas schreiben zu können, was sich über die nachgesprochene Phrase erhöbe, ist im Grunde wenig durchdacht. Gelenkt und geklärt muss das Urteil der Schüler auf jedem ihnen zugewiesenen Arbeitsfelde werden. So wird natürlich auch bei dieser Art von Aufgaben eine kurze Besprechung in der Klasse vorausgehn müssen, um den richtigen Weg zu weisen und vor verkehrten Auffassungen zu warnen. Dem jungen Stilisten bleibt auch dann noch genug eigene Arbeit: Anordnung des Stoffs, folgerichtige Beweisführung, Veranschaulichung abstrakter Gedanken durch Beispiele — auch aus dem Kreise eigenster Beobachtung. Denn so ganz weltfremd sind doch die Zöglinge unserer öffentlichen Anstalten nicht. Sie kennen das Schulleben, sie beobachten das Treiben auf der Strasse oder im Hause der Eltern, der Verwandten und Freunde und können manchen Berufsthätigkeiten, zumal denen, welche sich mehr in der Öffentlichkeit bewegen, charakteristische Züge ablauschen; sie sehen ferner, selbst in kleineren Städten, ein Bild des Lebens auf der Bühne, sie lesen Erzählungen und Romane. Es wird doch wohl kein Unglück für sie sein, wenn sie durch geeignete Aufgaben dazu angeleitet werden, um sich zu schauen und ihre fünf Sinne zu gebrauchen? Wie sollen sie denn überhaupt zu einem selbständigen Urteil gelangen? Ein Beispiel für Arbeiten dieser Art ist der Aufsatz über Goethes Wort:

„Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein.“

Den Schluss dieser kleinen Sammlung bildet ein litterarischer Vortrag, der ebenso wie die Aufsätze aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen ist.

Die Übung im freien Vortrage — jetzt durch die neuen Lehrpläne zu einem wesentlichen Teile des Klassenunterrichts erhoben — hat auch bisher nie ganz geruht. Ich halte seit Jahren darauf, dass wenigstens jeder Ober-Primaner einmal vor der Klasse in freier Rede, wenn auch natürlich gründlich vorbereitet, über ein, womöglich selbstgewähltes, litterarisches Thema spreche. Prosaische oder poetische Werke unserer klassischen Dichter, die sonst im Unterricht nicht besprochen werden können, Dichter und Schriftsteller zweiten Ranges, die auf das Geistesleben der Nation nachhaltig eingewirkt, ferner neuere und neueste Autoren, die in der Gunst des Publikums sich einen wohlberechtigten Platz erobert haben, häufig auch nur einzelne Werke dieser Autoren sollen in diesen Vorträgen der Aufmerksamkeit und dem Urteil der Mitschüler näher gebracht werden. Ein Beispiel für diese Art von Leistung soll nun der Vortrag über Platens Aristophanische Komödien geben. Ein Schüler, dem dieses Thema gestellt worden war, hatte sich, trotz eindringlicher Warnungen, mit jugendlichem Eifer in eine umfassende Lektüre gestürzt, hatte aus verschiedenen Büchern viel geistreiche Gedanken über die Bedeutung der alten attischen Komödie zusammengelesen, aber mit der eigentlichen Aufgabe sich nur flüchtig und äusserlich abgefunden. Es schien mir nützlich, an einem ausgeführten Beispiel einmal zu zeigen, wie derartige Aufgaben behandelt werden müssen. Die grosse Zahl von Citaten, welche in diesen Vortrag eingestreut sind, darf niemand befremden. Zur Würdigung einer Dichtung ist das Verständnis der Form unbedingt erforderlich. Vom Inhalt kann man ganz gut in eigenen Worten eine richtige Anschauung geben, von der Form nicht. Dies gilt von jeder Dichtung, ganz besonders aber von einer Dichtung Platens, welcher der Form, unbeschadet des reichen und oft tiefsinnigen Inhalts, eine so liebevolle und zärtliche Sorgfalt gewidmet hat.

I. Eurymachos.

Treiben der Freier am Königshofe zu Ithaka.

Ein wüstes und zuchtloses Treiben herrschte seit mehr als drei Jahren in dem verwaisten Königspalast zu Ithaka. Übermütige Jünglinge aus der Nachbarschaft, die um die Hand der Königin warben, luden sich, die Werbung zum Vorwand benutzend, alltäglich bei der schutzlosen Frau zu Gaste und erfüllten den hohen Männersaal des Odysseus mit lärmendem Gesang und Gelächter. Zwar fehlte es nicht ganz an besseren Elementen in dieser gesetzlosen Schar, aber das rohe Gebahren der Mehrzahl unterdrückte bald die edleren Regungen des einzelnen. Keiner widerstand diesem schlimmen Einfluss, auch Eurymachos nicht.

Vorleben des Eurymachos.

Und doch schien dieser stolze Jüngling zu etwas Besserem berufen, als nach Räuberart über Haus und Hof einer schwachen Frau herzufallen und fremdes Gut zu verprassen. Einem edeln Ge-

schlechte Ithakas entsprossen, das dem Hause des Odysseus nahe stand, war er als Knabe oft auf das Gehöfte des Königs gekommen, von allen gern gesehen und freundlich begrüsst. Odysseus selbst hatte ihn dann wohl auf den Knieen geschaukelt, ihm leckere Bissen gebratenen Fleisches gereicht und aus seinem eigenen Becher Wein zu trinken gegeben. Später freilich, als der König gen Troja gezogen war, hatten diese Besuche allmählich aufgehört. Was hatte auch der lebhafte, wilde Knabe in dem verödeten Hause zu suchen, wo niemand an seinen lärmenden Spielen Anteil nehmen mochte! Denn da drinnen weinte Penelope, nur der Vergangenheit lebend, um ihren Gemahl, und der sanfte und ernste, dazu viel jüngere Telemach behagte ihm wenig als Spielgenosse. So war er längst dem Hause entfremdet, als das Gerücht von dem Tode des Königs sich im Volke verbreitete und immer mehr Glauben fand. Das Königsscepter des Verschollenen und der Ruhm der noch immer schönen Witwe lockte auch ihn: so schloss er sich dem Schwarm der Freier an und gewann bald Geltung und Einfluss unter ihnen.

Äussere Erscheinung.

Er war ein stattlicher Jüngling, dem Lebenslust und Mut aus den Augen blitzte. Wenn er daher schritt, stolz und heiter um sich blickend, so staunten die Ithaker, und der geringe Mann sah zu ihm auf wie zu einem Gotte. Keiner der Freier war auch so beliebt im Volke wie er. Denn er hatte gern frohe Gesichter um sich, und wenn er in besonders guter Laune war, so verkehrte er leutselig mit dem geringsten Hirten wie mit seinesgleichen. Auch bei den Vornehmen war er geachtet und angesehen. Penelopes Vater und Brüder schätzten ihn besonders und unterstützten seine Werbung bei ihr. Denn wenn er auch an dem mutwilligen Treiben der Übrigen sich mit vollstem Behagen beteiligte, so nahm er es doch offenbar ernst mit seiner Freierschaft und liess es an reichen Geschenken nicht fehlen, um die Gunst der Königin zu erwerben. Freilich war es nicht eigentlich Liebe, was ihn trieb, um die Hand der älteren Frau anzuhalten, — wie gern er auch ihrer Schönheit schmeichelte. Aber er betrachtete sich als den würdigsten Nachfolger des Odysseus und wollte mit der Hand der Königin auch das verwaiste Königsscepter gewinnen. Denn nach Ehre trachtete er von Jugend auf und bewahrte das Gefühl dafür auch in den Tagen der Entartung. In träges Genussleben versunken, raffte er sich doch noch einmal empor und bot die äusserste Kraft auf, als es galt, den Bogen des Odysseus zu spannen. Und da seine Kraft versagte, beklagte er nicht sowohl den Verlust der Hochzeit als die Schande, soweit an Mannesruhm hinter dem Herrn des Bogens zurückstehen zu müssen.

Ursprüngliche Gemütsanlagen.

Sein Verhältniss: zu der Königin

Im Verkehr mit der Königin vergass er nie die Pflicht des Anstands und den Ton der Hochachtung und Bewunderung. Doch kann man nicht sagen, dass seine Bewerbungen deshalb eine günstigere Aufnahme bei ihr gefunden hätten als die der übrigen Freier.

zu Telemach.

Dem Telemach war er sympathisch, ja er genoss dessen Vertrauen sogar in höherem Masse, als er verdiente. Oder war er ihm wirklich im Herzen wohlgesinnt? Ursprünglich gewiss, ich glaube es wenigstens und um so mehr, da er die ernste Absicht hegte, durch das Band der Verwandtschaft ihn dauernd an sich zu fesseln. Fast immer zeigte er sich freundlich und rücksichtsvoll gegen ihn und suchte den Übermut der Freier, wenn er sich gegen den Sohn des Hauses richtete, zu beschwichtigen. Er erkannte ausdrücklich dessen alleiniges Recht auf das Erbe des Vaters an und versprach öffentlich, wo er nur Gelegenheit dazu fand, für das Leben und die Sicherheit des Jünglings einstehen zu wollen.

Allmähliche Entartung.

Aber Genusssucht und der tägliche Verkehr mit rohen Gesellen, besonders mit dem ruchlosen Schreier Antinoos, machten ihn allmählich schlecht. Müssiggang und Wohlleben schläferten sein Rechtsgefühl ein, und die Stimme des Herzens, die so selten im Kreise wüster Zecher gehört wird, verstummte in ihm zuletzt ganz. Lustig leben, den Augenblick geniessen und alles, was den Genuss stören könnte: moralische Bedenken und Sorgen um die Zukunft möglichst weit von sich weisen, das war fortan der einzige Grundsatz, nach dem er sich richtete. Warnungen ehrlicher Männer, Weissagungen der Seher, die auf ein schlimmes Ende so schlimmen Treibens hinwiesen, verlachte er. Doch nicht

ganz mochte er seiner besseren Natur entsagen. Da er auf die Meinung der ehrlichen Menschen noch immer einigen Wert legte, so wollte er, was er früher gewesen war, in der Folge wenigstens noch scheinen. So gefiel er sich auch ferner in der Rolle eines Beschützers des Telemach, und nur selten, wenn der Übermut ihn besonders stachelte, erlaubte er sich spöttische Bemerkungen gegen ihn. Aber wenn kein Ohr von den Getreuen des Odysseus ihn belauschte, konnte er sogar an einem ruchlosen Anschlage gegen das Leben des Königssohnes Anteil nehmen. Zwar kann ich es nicht glauben, dass in seinem Herzen ein so finsterer Gedanke entstanden sei. Nein, Antinoos, sein böser Dämon, ersann den Mordplan. Aber dass Eurymachos ihm zustimmte, beweist hinlänglich, wie tief er schon gesunken war und wie wenig er damals noch um Götter und Göttergebot sich kümmerte. Diese Zustimmung zu dem greuelvollen Anschlag gegen den Sohn des Hauses, in dem er täglich als Gast verkehrte, prägt seinem Charakter ein unauslöschliches Brandmal auf.

Besondere Fehler.

Seine anderen Fehler erscheinen, gegen diesen Frevel gehalten, fast harmlos und unbedeutend. Selbst sein Übermut; und dieser war freilig arg genug, wenn er ihm im Taumel der Festlust die Zügel schiessen liess. Mit den Verwegensten wetteiferte er dann in ausgelassenen Spässen. Er hielt sich für witzig und war's vielleicht auch; doch übte er seinen Witz gar oft zur Unzeit. Den alten Bettler, in dem er den furchtbaren Rächer nicht ahnen konnte, schien er sich ganz besonders zum Ziel für seine Wortpfeile ausersehn zu haben. Als er denselben bei den Leuchtpfannen stehn und sein kahles Haupt im Scheine des Feuers seltsam erglänzen sah, rief er lächend: „Seht den Fremdling, seht den Liebling der Götter! Leuchtet sein Haupt nicht wie Fackelglut? Göttlicher Glanz strahlt aus von dem Kahlkopf!“ Als dann sein Witz das Ziel verfehlte und von dem schlagfertigen Gegner erwidert wurde, liess er sich sogar zu roher Misshandlung hinreissen und schleuderte einen hölzernen Schemel gegen den redegewandten Fremdling. Auch des Telemachos Schützling, den schwermütigen Seher Theoklymenos, verschonte er nicht mit seinem frevelnden Witze. Als dieser, in düsterer Vorahnung des jäh hereinbrechenden Verderbens, mitten in die tobende Zecherlust die prophetischen Worte rief:

Unglückselige, weh, was naht euch! Nächtiges Dunkel
Überhüllt euch Haupt und Gesicht und unten die Kniee!

da schrie er überlaut: So führt ihn doch hinaus auf den Markt, den wahnsinnigen Fremdling, denn hier herrscht für ihn ja dunkele Nacht.

Ende.

Noch einmal zeigte sich seine bessere Natur in der Stunde des Todes. Als Odysseus, die Bettlermaske abwerfend, den Freiern in seiner wahren Gestalt erscheint, da überschaut er, schnell gefasst, die Situation. Wenn hier etwas noch helfen kann, so ist es ein offenes, unumwundenes Bekenntnis der Schuld. Er legt dieses ab, weist aber dem eben getöteten Antinoos die Hauptschuld zu. Zugleich erbietet er sich rückhaltlos zu reichem Ersatz des Schadens. Als er jedoch den unversöhnlichen Hass des Rächers erkennt, als er das Verhängnis herannahen sieht, da will er sich wenigstens nicht ohne Gegenwehr hinmorden lassen. Er feuert die Freier, die anfangs, von Entsetzen gelähmt, in die Winkel des Saales zurückweichen, durch mannhafte Worte an, ihr Leben teuer zu verkaufen. Dann erhebt er einen Tisch als Schild gegen die Feinde, reisst sein zweischneidiges Schwert von der Hüfte und stürmt dem Ausgang zu. Im nächsten Augenblick wälzt er sich, von dem Pfeile des Odysseus durchbohrt, am Boden. Rühmlich zu leben hatte er verlernt: so versuchte er wenigstens rühmlich zu sterben.

II. Hamlets Vorleben.

Hamlets Geburtstag.

Der Geburtstag des Prinzen Hamlet war allen wackern Dänen ein doppelter Anlass zu patriotischer Freude und Erhebung. Denn an demselben Tage, der dem Reich einen Erben schenkte, hatte König Hamlet einst den unruhigen Norweger Fortinbras in entscheidender Schlacht besiegt.

Wie gern feierte nun das Volk in einem Fest die stolzeste Erinnerung und zugleich die schönste Hoffnung! Ein glücklicher Stern schien auch über der ganzen Jugend des Prinzen zu walten. Der Palast des Heldenkönigs war eine Stätte häuslichen Glücks. In herzlicher Eintracht lebten die königlichen Eltern mit einander. Voll hingebender Zärtlichkeit hing der Knabe an seiner Mutter, die ihm ihrerseits unzählige Beweise der Liebe und Herzensgüte gab, und im Vater verehrte und bewunderte er das vollkommenste Bild eines Helden und Herrschers. Der blosse Anblick dieser edeln und hoheitsvollen Gestalt unterdrückte alle knabenhaften Triebe in seiner Seele und weckte ernste und würdige Entschlüsse. — Gleich heiter und fröhlich wie in den Gemächern der Eltern verliefen seine Jugendtage in der Schule. Er lernte gern und mühelos und zeigte eine stets rege Wissbegier; oft genug mag er durch kluge oder wunderliche Fragen seine Lehrer in Staunen oder Verlegenheit gesetzt haben. — Zu Kameraden und Genossen bei Arbeit und Spiel erhielt er mehrere Knaben aus edeln Familien des Landes: alle geweckten und raschen Geistes. Zwei Knaben, Rosenkranz und Güldenstern, schienen sich besonders zum vertrauteren Umgange zu empfehlen. Munter, gewandt und immer voll lustiger Einfälle, liessen sie in ihrer Nähe weder Langeweile noch eine trübe Stimmung aufkommen. Und doch bemerkte der feinfühlige Prinz in ihrem Wesen etwas, was ihn unangenehm berührte und schliesslich, ohne dass sie es selbst wussten, ihnen sein Herz entfremdete. Denn ihre Fröhlichkeit hatte etwas Absichtliches, ihre schmiegsame Freundschaft schien nicht aus dem Herzen zu kommen und mehr dem Prinzen als dem Altersgenossen zu gelten. — Zurückhaltender waren Horatio und Marcellus. Um so mehr fühlte sich Hamlet zu ihnen hingezogen. Besonders in Horatio fand er eine gleichartige Natur: edel, ritterlich, witzig und, wie er selbst, beseelt von einem rastlosen Triebe nach Erkenntnis. An ihn schloss er sich denn auch mit dem ganzen Feuer der Jugendfreundschaft an, und Horatio, anfangs spröde, wie alle edleren Naturen, erwiderte bald dieses Gefühl und blieb dem Prinzen fortan verbunden mit jener Treue, die den Tod überdauert.

Kinderjahre. **Schulzeit.** **Kameraden.**

So wuchs Hamlet zum Jünglinge heran.

Jünglingszeit.

Fröhlich nahm er an dem geselligen Treiben des Hofes teil, wenn er auch oft genug Gelegenheit hatte über das gedankenlose Dahinleben der Höflinge den Kopf zu schütteln und über den eiteln Firnis ihrer Bildung zu lachen. Denn er liebte das Leben und die Menschen und schaute auch deren Schwächen mit dem ungetrübten, alles verschönernden Auge einer gesunden Jugend an. Besonders gern tummelte er sich mit seinen Genossen auf dem Fechtboden; geschickt führte er Rappier und Stossklinge und verbarg nicht die kleine, liebenswürdige Schwäche, in dieser ritterlichen Kunst, die „ein blosses Bändchen ist am Hut der Jugend", alle Kameraden übertreffen zu wollen. In der That brachte er es, wenn auch durch Leibesfülle und kurzen Atem in den Übungen ein wenig belästigt, durch anhaltenden Eifer zu einer meisterhaften Sicherheit in der Führung der Waffen. — Auch den Freuden der Tafel versagte er sich nicht, ja er mochte gern mit gleichgestimmten Freunden bei einem Glase Wein kluge Worte tauschen. Aber das wüste Zechen, das an dem nordischen Hofe damals noch Mode war, widerte ihn in der tiefsten Seele an. Denn es verletzte den Sinn für Mass und Schönheit, den die Natur in ihn gepflanzt hatte.

Geselliges Leben am Hofe.

Im Laufe der Jahre empfand er nun eine gewisse Leere in seinem Herzen, ein Gefühl der Ungenüge und dann wieder eine lebhafte Sehnsucht nach einer höhern Geistesbildung. Die bisher erworbene genügte seinem Wissenstriebe nicht; er wünschte sie durch akademische Studien zu vertiefen und zugleich die Welt und neue Menschen kennen zu lernen. Da er nun viel von der Universität Wittenberg und der neuen Weisheit gehört hatte, die von dort aus ihr Licht über die Völker ausstrahlte, so erbat er sich von seinen Eltern die Erlaubnis, dort durch weitere Studien sich für seinen fürstlichen Beruf vorbereiten zu dürfen. Den Kopf voller Ideale, reiste er mit einigen Begleitern, zu denen Horatio gehörte, nach dem Ziel seiner Wünsche ab. Und — seltsam genug! — der verwöhnte Königssohn fand dort wirklich, was er suchte. Es mag ein erfreuendes und zugleich

Auf der Universität. **Philosophische Studien.**

rührendes Schauspiel gewesen sein, wenn der Erbe eines mächtigen Reiches — an Jahren längst kein Schüler mehr — in dem düstern Hörsaale der trockenen Kathederweisheit lauschte oder in den Disputationen mit heisser Kampfbegier seines Gegners Thesen befehdete. Welche Lust, aller Dinge in dieser Welt sich durch das Denken zu bemächtigen, die Ursachen der Erscheinungen aufzuspüren und mit unermüdlichem Jagdeifer bis in die entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen! Gerade die Vorträge der Professoren, welche am weitesten vom praktischen Leben ablenkten, behagten ihm am meisten. „Wie weit kann der Mensch die Dinge erkennen? Was ist wirklich? Ist das Gute und das Böse schon ausser uns vorhanden oder wird es erst von uns Menschen in die Dinge hineingeschaut? Und wieder, was lenkt das Leben der Menschen: eine weise Vorsehung? ein unabänderliches Geschick? ein blind tappender Zufall?“ Das waren Fragen, an deren Beantwortung Hamlet gern seine Denkkraft übte. Am liebsten aber, so schien es, grübelte er über den Zusammenhang zwischen Denken und Handeln, und gewohnt, wie er war, seine Gedanken in strenge logische Zucht zu nehmen, erkannte er bald — und freute sich dieser wertvollen Erkenntnis! — dass zum Handeln vor allem ein fest auf's Ziel gerichteter Wille gehöre, der, kühn sich selbst vertrauend, alle lähmenden Bedenken von sich abschüttele; er erkannte, dass Reichtum des Herzens ebenso wie des Geistes dem Handelnden gar leicht zum Fallstrick werden könne. Er wähnte vielleicht auch — der Arme! — mit dieser Einsicht die Kraft zu entschlossener That gewonnen zu haben.

Wieder am Königshofe.

Da kam aus der Heimat der Ruf zur Rückkehr. Ungern gehorchte der Prinz; denn er fühlte, wie lieb ihm der Schauplatz so ernster Spiele geworden war.

Besondere Neigungen.

Mit reichem Wissen, aber im Herzen der alte, so kehrte Hamlet an den Hof des Vaters zurück. Hatte er schon früher sich den Höflingen weit überlegen gefühlt, so merkte er jetzt vollends, dass er in einer ganz andern geistigen Lebensluft atme, als die, welche beim Volke als Muster und Spiegel der Bildung galten. Er war gewiss gutmütig, aber auch spottsüchtig und ein wenig eitel und nutzte die dialektische Kunst, welche er aus Wittenberg mitgebracht hatte, wie sein Rappier, um viele unblutige Siege zu erfechten. Gar zu sehr liebte er das Spiel mit artigen — oder auch unartigen — Spitzfindigkeiten und verwirrte dadurch selbst oft im Gespräch die ruhige Entwickelung der Gedanken.

Neigung zum Disputieren.

Neigung zum Theater.

Ein lebhaftes Interesse widmete er der Schauspielkunst. Er hatte viel gelesen und hielt, durch ein glückliches Gedächtnis begünstigt, seine Wissensschätze stets bereit. Wenn eine Schauspielertruppe nach Helsingör kam — dort lebte damals der Hof —, so trat er regelmässig mit dieser in regen Verkehr. Unter den lockern Zöglingen des Thespis fand er nicht selten tiefer angelegte Naturen, deren Unterhaltung ihn für die Fasten entschädigen musste, welche ihm ein Osrick oder Polonius auferlegte. Gern war er schon bei den Theaterproben zugegen und drang mit Eifer und Erfolg auf die Beseitigung gewisser Fehler des Vortrags. Wo Unnatur im schreienden Ton, im wilden Geberdenspiel, in der gespreizten Haltung sich breit machte, tadelte er streng und scharf. Natur, Mass, Schönheit: das waren die Mahnworte, die er nicht müde wurde, dem strebsamen, aber oft selbstgefälligen Künstlervolk zuzurufen.

Poetische Versuche.

Auch auf andern Gebieten der Poesie fühlte er sich heimisch. Ihm selbst war schon so mancher Vers von gediegenem Klang gelungen; manches zierliche Madrigal, manches witzige Epigramm von ihm bekam Flügel und flatterte lustig durch die Hofkreise, und für Festvorstellungen dichtete er gelegentlich wohl einen Prolog mit beziehungsreichen Wendungen und bedeutsamen Reimen.

Ophelia.

Seine Schwärmerei für das Schöne, die lange unstät und planlos schweifte, fand endlich ein würdiges Ziel in Ophelia, der schönen Tochter des Oberkämmerers Polonius. Mit offenbarer Vorliebe suchte der Prinz ihre Unterhaltung und erfreute sich an den schüchternen, aber stets sinnigen Antworten des wohlerzogenen Kindes. Bald schien sie der einzige Gegenstand zu sein, mit dem er wachend und träumend sich beschäftigte. Und am liebsten träumte er mit wachen Augen. Die Königin, der die Gefühlsrichtung Hamlets nicht entgangen war, gab dem Herzensbunde, welcher sich

hier zu schliessen schien, im Stillen ihre Zustimmung. Denn es lag kein Grund vor, der ihren Sohn hätte verhindern können, das edle Fräulein zu seiner Gemahlin zu erheben.

So schien alles sich zu vereinigen, um das Glück des Prinzen dauernd zu begründen. Das Volk liebte und bewunderte den ritterlichen jungen Herrn, der leutselig selbst mit dem geringsten Manne Gespräche anknüpfte; der Adel sah in ihm das Muster aller edeln Sitten und Tugenden; die Gelehrten, die Künstler erwarteten den Beginn eines goldenen Zeitalters; ja selbst die Krieger sahen vertrauensvoll in die Zukunft. Denn oft genug hatten sie von ihm Proben persönlichen Mutes gesehen. Auch der Prinz selbst wohl fühlte sich in seinen Zukunftsträumen beglückt und gehoben durch die Hoffnung, dereinst in einer langen Ära des Friedens sein Volk einer edeln Gesittung, einer schönen Menschlichkeit entgegenzuführen.

Plötzliche Schicksalswendung.

Da trat urplötzlich ein ungeheures Schicksal, herbeigerufen durch die Freveltbat seiner nächsten Blutsverwandten, in den Kreis seines friedlichen Lebens, warf alle seine Ideale in wüste Trümmer und stellte ihm selbst eine Aufgabe, die seine Kräfte weit überstieg, sein scheinbar so festes Wesen aus den Fugen brachte und endlich ihn und sein ganzes Haus mit einem Schlage vernichtete.

III. Der tragische Konflikt in Sophokles Trauerspiel Antigone.

Je bedeutender der tragische Konflikt, desto grösser die Wirkung der Tragödie.

Die Wirkung der Tragödie ist zwar von sehr vielen und verschiedenen Umständen abhängig, am meisten aber von der Gewalt und Bedeutung des Kampfes, in welchem der Held des Stückes seinen Untergang findet. Je stärker hiebei die handelnden Charaktere sind, welche ihren Willen gegen einander geltend zu machen suchen, je reiner ihre Beweggründe, je höher die Ideale, für welche sie kämpfen und leiden, desto tiefer wird unsere Teilnahme für sie und desto lebhafter werden besonders die Gefühle der Furcht und des Mitleids sein, mit welchen wir ihre Thaten, die Irrungen ihrer Leidenschaft und endlich ihren Untergang begleiten. Von dieser Art ist der Konflikt in der Antigone des Sophokles, und daraus zumeist erklärt sich der nachhaltige Eindruck, den das Stück auch jetzt noch auf modern empfindende Zuschauer macht. Wie viel mächtiger muss aber die Wirkung auf das athenische Volk gewesen sein, welches in derselben Gefühls- und Glaubenswelt lebte und atmete, wie die gottbegeisterte Jungfrau Antigone! Die erhabenen, todesmutigen Worte, die sie dem Tyrannen im Verhör zuruft, und später ihre rührenden Klagen auf dem Gange zum Felsengrabe haben gewiss ein tausendfaches Echo in griechischen Herzen wachgerufen. Wir werden die Empfindungen derselben vollständig verstehen, wenn wir uns Anlass und Verlauf des Konflikts vergegenwärtigen.

Exposition.

Thebens Volk atmet eben von einem schrecklichen Bruderkriege auf. Die feindlichen Brüder Eteokles und Polynices sind im Zweikampf, sich gegenseitig durchbohrend, gefallen: jener als Verteidiger, dieser als Feind des Vaterlandes. Da erlässt Kreon, der als Oheim der beiden Brüder den verwaisten Thron ererbt hat, noch ganz beherrscht von den Leidenschaften des Krieges, den Befehl, von den Brüdern nur den Eteokles mit allen Ehren zu bestatten, den andern aber, den ruchlosen Verwüster der heimatlichen Fluren, unbeerdigt, zum Frass für Geier und Hunde, liegen zu lassen. Todesstrafe soll den treffen, der diesem Gesetze zuwiderhandelt. Kaum hat Antigone dies gehört, so ist sie auch sofort entschlossen, dem unglücklichen Bruder, ohne Rücksicht auf Verbot und Strafe, die Grabesehren zu erweisen. Sie fordert zunächst ihre Schwester Ismene zur Teilnahme auf; als diese aber in mädchenhafter Scheu es ablehnt, sich in den Kampf der Männer zu mischen, so schreitet sie, alle abmahnenden Bitten der Schwester mit bitterm Tadel, ja mit Verachtung zurückweisend, allein an das gefahrvolle Werk.

Die Gegensätze. Wie empfindet Kreon, der Herrscher?

Was giebt ihr die Kraft, einen so ungleichen Kampf aufzunehmen? Und ist ihr Recht wirklich so zweifellos, wie sie selbst glaubt? So viel ist gewiss: auch Kreon lässt sich von einem an sich grossen und edeln Beweggrunde leiten, der im Hinblick auf die kaum überstandenen Kriegs-

schrecken ganz natürlich erscheint. Nichts steht ihm höher als das Vaterland, die Grundlage unserer Existenz und unseres Glückes. Dieses Vaterland nun war so eben noch dem Untergange nahe. Und wer hat es in diese Not gebracht? Ein Mitbürger, Thebens eigener, entarteter Sohn, noch schlimmer: ein Prinz des königlichen Hauses! Für solchen Frevel ist, so fühlt er, auch die schrecklichste Strafe eben nur gerecht; sie treffe, zur Warnung für alle, jeden Bürger ohne Ansehn der Person, auch den leiblichen Sohn des Königs. Mag er Geier und Hunde speisen, der Bösewicht, der im Bürgerblute schwelgen und die Tempel der heimatlichen Götter in rauchende Trümmer verwandeln wollte! Denn wer die heiligsten Pflichten der Pietät selbst mit Füssen tritt, hat das Recht auf jeden frommen Liebesdienst, auch auf den letzten und unentbehrlichsten, verwirkt.

Wie empfindet die Jungfrau?

Also denkt und spricht der Fürst, der erste Bürger der Vaterstadt. Wie anders aber empfindet die Jungfrau und die Schwester! Was ist ihr, die im Bann des Hauses und der Familie aufgewachsen ist, das Vaterland da draussen und der Staat, wenn das Wort der Götter und die Stimme des Herzens zugleich sie zur Bestattung des geliebten Toten aufrufen! Die unterirdischen Götter fordern ihr Eigentum zurück, und der irrende Schatten des Bruders fleht sie an, ihm eine letzte Ruhestatt zu graben! Hat doch selbst der fremde Wanderer die heilige Pflicht, den Toten, den er in der Wildnis antrifft, in der Erde zu betten; denn wem kein Grab zu teil geworden ist, der muss in Ewigkeit elend und ruhelos umherirren. Und sie soll den eigenen Bruder, der immer freundlich und liebevoll gegen sie gewesen ist, einer so schrecklichen Zukunft preisgeben lassen? Was kümmert sie der Hass der Männer? „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Die That.

So eilt sie, von Götterfurcht und Liebe zugleich getrieben, hinaus auf das Schlachtfeld, um ihre fromme Pflicht zu üben. So ganz erfüllt ist sie von dem Bewusstsein ihrer hohen Aufgabe, dass sie nicht zurück, nicht vorwärts, nicht um sich schaut. Hämon, ihr Verlobter, und was ihr sonst teuer war im Leben, ja dieses selbst versinkt in nichts gegenüber dem Ziel, dem sie gotterfüllt zuwandert. Die Mittagssonne brütet über dem Felde des Todes, und der Hauch der Verwesung weht ihr entgegen. Die zarte Jungfrau achtet nicht darauf und schreitet vorwärts. Dann rast ein Sturmwind plötzlich vom Himmel her und peitscht Sand und Laub und Zweige im tollen Wirbel durch die Luft und ihr in's Antlitz. Doch sie merkt es kaum; denn alle ihre Sinne scheinen verschlossen. Als sie dann bei der frommen That von den Wächtern überrascht wird, so macht sie keinen Versuch zu entfliehn. Ruhig und ohne jede Anwandlung von Furcht lässt sie sich ergreifen und vor Kreon führen.

Das Verhör.

Wie wird das Verhör ablaufen? Wird im Herzen der Verwandten, wenn sie einander gegenüberstehn, die Stimme des Blutes erwachen und zur Versöhnung mahnen? Wir fürchten, allzuunversöhnlich sind die Anschauungen, die hier um den Sieg ringen. Kreon lässt sich von dem Grundsatze leiten, dass Gesetz und Ordnung und mit ihnen der Staat selbst nur dann bestehen könne, wenn jeder einzelne Bürger sich den Befehlen der Obrigkeit unterwirft, auch in den Fällen, wo er sie nicht für gerecht hält. — Der frommen Jungfrau aber ist solche Denkweise ganz unfassbar. Unendlich höher als das Herrscherwort steht ihr das ewige Gesetz der Götter, das ungeschrieben in den Herzen der Menschen waltet. Den Göttern soll man mehr gehorchen als den Menschen, und wenn der Fürst selbst uns hindern will, das Göttergebot zu befolgen, wenn er, pochend auf vergängliche und wandelbare Menschensatzung, die ewige Gerechtigkeit beleidigt, so sollen wir nicht aus schnöder Menschenfurcht schweigen oder unthätig bei Seite stehn, um nicht im Jenseits dem Strafgericht der Götter zu verfallen.

Rechtsanschauung Kreons.

Rechtsanschauung Antigones.

Kreons Fehler.

Fast ebenso starr, wie diese Grundsätze, sind die beiden Personen, welche für sie eintreten. Einen Augenblick hoffen wir wohl, dass Kreon einer gütlichen Einwirkung zugänglich sein wird. Denn beim ersten Anblick Antigones wird er offenbar stutzig und scheint mit sich selbst zu Rate zu gehn. Auf eine solche Wendung der Dinge war er augenscheinlich nicht gefasst, und eine dunkle Ahnung steigt in ihm auf, dass er in seinem Eifer für Vaterland und Staat doch wohl zu weit gegangen sein möchte. Aber da er einmal das Gesetz erlassen hat, so ist er bald entschlossen, es

in seinem ganzen Umfange auszuführen. Mit dem Glauben an die Majestät der Gesetze verbindet sich dann fast unmerklich die übermässige Meinung, die er von seiner persönlichen Würde und Herrscherweisheit hegt. Es ist ihm unerträglich, sich und andern einzugestehn, dass er einen Fehler begangen habe, und als er gar durch Antigones glaubensmutige, begeisterte Sprache gereizt wird, verschliesst er sich erst recht jeder Einwirkung von aussen. Er fürchtet, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er in diesem unerwarteten Falle die festgesetzte Strafe mildert oder überhaupt Gnade walten lässt. Die leisen Mahnungen des Gewissens kämpft er durch laute Zornesäusserungen nieder. Als er nun vollends wahrnehmen muss, dass sein eigener Sohn, dass die ganze Bürgerschaft für die Jungfrau Partei nimmt, so redet er sich in eine blinde Wut hinein, in welcher er schliesslich seinen Willen zum alleinigen Gesetz erhebt.

Antigones Fehler.

Aber — in der That! — Antigone ist noch weniger zum Nachgeben geneigt oder auch nur fähig. Das Bewusstsein ihres heiligen Rechts umfängt sie wie ein undurchdringlicher Panzer, dass sie stolz erhobenen Hauptes, wie eine Siegerin, der offenbaren Übermacht, dem tobenden Tyrannen, ja dem Tode entgegentritt. Und nicht nur den Drohungen, auch der freundlichen Bitte bleibt sie verschlossen. Die harten Worte, mit denen sie sich von der sanften Schwester lossagt, weil diese nicht ebenso wie sie aus ihrer weiblichen Sphäre heraustreten mag, lassen uns schon im Prolog vermuten, dass ihr Empfinden von Schwärmerei angekränkelt ist; und die auffallende Thatsache, dass sie während des ganzen Konflikts nicht einen Augenblick ihrer Liebe zu Hämon gedenkt, erhebt unsere Vermutung zur Gewissheit. Die eine grosse und herrliche Idee nimmt sie so ganz ein, dass dadurch das schöne Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte, die gesunde Harmonie in ihrem Denken und Fühlen gestört und ein seltsam widerspruchsvolles Wesen hervorgerufen wird. Denn nun wird sie lieblos aus allzuheisser Liebe und ungerecht aus allzugrosser Gerechtigkeit. Und dies nicht nur gegen die Schwester. Ungerecht ist sie auch gegen den König und das durch ihn vertretene Gesetz. Ihre hohe Pflicht gegen den Toten reichte nur bis an die Grenze ihrer physischen Kraft und gesetzlichen Befugnis, nicht weiter. Kreons Frevel konnte sie durch flehentliche Bitten zu verhindern, seinen harten Sinn durch die Beredsamkeit eines liebenden Herzens zu überwinden suchen und, wenn alle Versuche fehlschlugen, die Folgen den richtenden und rächenden Göttern anheimgeben. Aber zur eigenwilligen und trotzigen Auflehnung gegen das Gesetz war sie nicht berufen. Wer jede ungerechte Handlung, die er wahrnimmt, verhindern will, vergeudet nutzlos seine Kraft, die sonst, in dem ihr zugewiesenen Wirkungskreise geübt, viel Segen stiften könnte. Darum halten wir es mit dem Dichter, der uns mahnt:

Alles sei recht, was du thust, doch dabei lass es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu thun.

Ihre Seelengrösse.

So ist denn Antigones Handlungsweise nicht ganz vorwurfsfrei. Aber wie gross und bewundernswürdig ist sie selbst in ihren Fehlern! Wir fühlen tief, dass diese selbstlose, opfermutige Gesinnung ihre Kraft schöpft aus einem ewigen Recht, das über allen Menschensatzungen thront. Mit banger Besorgnis sehen wir die heroische Jungfrau ihrem Verhängnis entgegeneilen und freuen uns doch ihrer herrlichen Begeisterung. Ihren Gang zum Tode aber begleiten wir mit jenem tiefen und doch milden Schmerz, dem die Bewunderung und zugleich das Bewusstsein, dass sie nicht ganz schuldlos leidet, den Stachel genommen haben.

Unsere Sympathie für sie.

Unsere wechselnden Empfindungen für Kreon.

Mit wesentlich andern Empfindungen verfolgen wir Kreons Thun. Wir haben gesehn, dass auch er zuerst von einem grossen und sittlichen Gedanken erfüllt ist, dessen treibende Kraft wir zumal in der Zeit patriotischer Erregung, in welche uns das Stück versetzt, sehr begreiflich finden. Auch seinen politischen Grundsatz von der Macht der Gesetze, die alle bindet, begreifen und billigen wir. Aber wie klein und niedrig erscheint er in der Durchführung dieses Grundsatzes! wie unköniglich in der Ausübung seines königlichen Rechts! Der halsstarrige Zorn, mit welchem er gegen die ebenso vernünftigen wie ehrerbietigen Vorhaltungen seines Sohnes eifert, der unwürdige Argwohn, mit welchem

er die Gesinnung der andersdenkenden Bürger und selbst des ehrwürdigen Tiresias verdächtigt, alles dies erfüllt uns mit einem solchen Unmut, dass zunächst eine rechte Sympathie für ihn nicht aufkommen kann. Später freilich wird das anders. Wenn wir den eben noch so stolzen Mann völlig vernichtet sehn, — doppelt vernichtet durch den Verlust der Seinen und sein quälendes Schuldbewusstsein, — wenn wir seine erschütternden Selbstanklagen hören, wie könnten wir ihm dann noch unser Mitleid versagen! Wie bettelarm und ohnmächtig ist auf einmal der eben noch so stolze König! Und welch ein Leben harrt seiner! Sein Haus ist verödet, und die einzige Genossin seiner letzten Tage bleibt die Reue.

Rückblick. So vereinigen sich in diesem Stücke alle Bedingungen, welche zu einem wahrhaft tragischen Konflikt nötig sind. Hier kämpfen nicht nur Menschen, sondern auch Ideeen mit einander, und zwar Ideeen, die, so lange es eine Geschichte giebt, einander feindlich gegenüberstanden und bis auf den heutigen Tag unausgeglichene Gegensätze geblieben sind: hier die Religion, dort der Staat; hier die Familie, dort das Vaterland. Und diese Gegensätze werden noch verschärft durch die Starrheit der Charaktere, in denen sie sich verkörpern. Jeder von beiden, auch Kreon, will das Gute; doch die eigensinnige Verfolgung und Übertreibung eines an sich löblichen Prinzips führt auf beiden Seiten zur Verblendung, von der Verblendung zur Schuld und von der Schuld zum Verderben. Doch gerade dadurch wird in uns jene Art des Mitleids erweckt, welche nach dem Urteil des Aristoteles der Absicht der Tragödie am meisten entspricht. Denn dieses Mitleid entsteht in uns, wächst und lebt sich aus, ohne durch die Wahrnehmung einer schlechten Gesinnung gehemmt oder durch den Anblick ganz unverdienter Leiden verbittert zu werden.

IV. Auf spanischem Boden.

(Nach Schillers Don Carlos.)

„Willkommen, Chevalier, auf spanischem Boden!" ruft Elisabeth, die Tochter Frankreichs, dem Marquis Posa bei seiner Rückkehr aus der Fremde zu. Dieser Gruss soll ermutigend klingen, aber er kommt aus einem verzagten Herzen. „Das ist spanischer Boden!" sagt der Prinz zu seinem Herzensfreunde, und alles, was ihn quält und bedrückt, scheint er in diese Worte pressen zu wollen. Selbst der verschlagene Pater Domingo spricht einmal das missmütige Wort: „Verwünscht, dass wir auf spanischem Boden stehn!" Die Hohen und die Niedrigen, die Ehrlichen und die Falschen begegnen sich in einem peinlichen Gefühl, wenn sie vom spanischen Boden sprechen. Es ist das Gefühl der Unfreiheit.

Zwei Mächte haben auf diesem Boden, den wir mit dem Dichter betreten, einen furchtbaren Bund geschlossen, um die Freiheit des Fühlens, des Denkens, des Handelns zu unterdrücken: der Despotismus und das Pfaffentum.

Von jeher waren Spaniens Gesetze streng, aber Philipps harter Sinn, durch eine pfäffische Erziehung allem menschlichen Empfinden entfremdet, hat sie noch verschärft. Bluturteile zu unterschreiben hält er für eine seiner vornehmsten Herrscherpflichten. Das kleinste Vergehn bestraft er selbst am eigenen Sohne mit gefühlloser Grausamkeit. Eine Hofdame, die Marquise von Mondecar, verbannt er auf 10 Jahre aus Madrid, weil sie die Königin gegen die Vorschrift für wenige Minuten allein gelassen hat.

Aber schrecklicher noch als die Strenge ist die Willkür des Herrschers. Glücklich möchte man den preisen, der im Verborgenen lebt. Wer mit dem Despoten persönlich zu verkehren hat: der Kammerdiener, der Page, der Offizier, der Minister, der Grande, sie alle zittern vor dem Zucken seiner Augenbrauen und studieren mit ängstlicher Spannung seine Gesichtszüge, um zu erkunden, was für Gedanken und Entschlüsse hinter diesen halbgeschlossenen Lidern, hinter diesen unheimlichen Stirnfalten lauern. Gern spricht er von weisen Staatsmaximen und den Herrschersorgen, die ihm den Schlummer der Nächte rauben; aber welche Rücksicht lässt er gelten, welches Gesetz erkennt er an, wenn irgend eine Laune oder Begierde in seiner Seele aufsteigt und Befriedigung heischt?

Die Königin verhört er, in einer plötzlichen Anwandlung von Eifersucht, vor allen Höflingen wie eine Verbrecherin; den Thronfolger des Reichs schickt er ohne Zuziehung der Cortes in Haft; den eben noch hoch erhobenen Marquis Posa lässt er, als er sich von ihm betrogen glaubt, ohne weiteres erschiessen.

Die Willkürherrschaft des Königs zieht am Hofe einen schimpflichen Knechtsinn gross. Diese sonst so stolzen Granden, die sich des Vorrechts rühmen, selbst vor dem Könige den Hut auf dem Kopfe behalten zu dürfen, sie haben sich längst freiwillig ihres Adels begeben und erniedrigen sich zu hündischen Schmeicheleien. Die höchsten und verdientesten Würdenträger, wie der Herzog Alba, lassen sich von ihm die empörendste Behandlung gefallen. In dem Dunstkreise dieses Hofes verleiht nicht die edle Gesinnung, nicht die kühne That dem Manne seinen Wert, sondern der Wille oder die Laune des Königs. „Es ist ein würdiger Mann, der Graf von Silva", sagt die Herzogin von Olivarez; „denn bekanntlich beehrt unser gnädigster Monarch ihn mit seiner königlichen Gunst." Wir sind Zeugen eines grösseren Empfangs am Hofe. Mit bangen Gefühlen, stumm oder nur leise mit einander flüsternd, erwarten die hohen Würdenträger den Monarchen. Seht dort den Herzog von Medina Sidonia, den unglücklichen Admiral! Wie? Der unfähige Führer der Armada, dessen Hiobsposten dem Könige wiederholt Worte des heftigsten Zornes entlockt haben, wagt es wirklich noch, der Sonne der Majestät zu nahen? Weicht ihm aus! Seine blosse Nähe muss Verderben bringen. Nun erscheint der König. Flüchtig mustert er den Kreis der Hofleute: da trifft sein Blick die gebrochene Gestalt des Admirals. O dass die Erde den Armen verschlänge! Doch was sehn wir da? Seine Majestät spricht den vor Angst zitternden Greis gütig an, tröstet ihn wegen seines Missgeschicks: gegen Menschen, nicht gegen Sturm und Klippen habe er ihn gesendet; ja er dankt ihm, dass er, ein so würdiger Diener, wenigstens sich selbst ihm erhalten habe. Wie reich haben die wenigen Worte den alten Mann gemacht! Alle Granden drängen sich jetzt, Glück wünschend, an ihn heran und erinnern sich auf einmal seiner grossen Verdienste. Der eine preist des Königs Gnade, der andere seine Gerechtigkeit; der beglückte Greis aber ruft mit Inbrunst: „Er ist ein Gott! Er ist es mir gewesen!"

Doch solchen Anwandlungen von Herzensgüte giebt der finstere Despot nur selten nach. Er liebt die Menschen nicht und glaubt auch nicht an die Liebe der andern. Er weiss, dass er inmitten der ihn umdrängenden Höflingsschar allein steht. So folgt ihm denn der Argwohn wie sein Schatten. Ein vielverzweigtes Spioniersystem umfängt jeden, der sich in des Herrschers Nähe wagt. Wer in Philipps Paläste tritt, der halte sorglich den Mund und das Spiel seiner Mienen im Zaum. „Denn die Luft, das Licht um ihn ist Philipps Creatur, die tauben Wände stehn in seinem Solde." Die Gebärdenspäher und Geschichtenträger finden hier reichen Verdienst. Niemand ist sicher vor ihren Augen und Ohren, am wenigsten die Grossen. Der Prinz fühlt sich von allen Seiten umlauert. Denn er weiss, dass sein Vater jede aus seinem Munde aufgefangene Silbe fürstlicher bezahlt als eine gute That. Auch die Königin ahnt es lange, bevor sie die empörende Gewissheit erhält, dass die Höflinge, welche äusserlich vor ihr in Ehrfurcht ersterben, nur von Philipp dazu bestellt sind, ihr Thun und Lassen mit Argusblicken zu verfolgen. Wenn eure Gedanken und Gefühle auf freieren Pfaden schweifen möchten, hütet euch, ihr Unglücklichen, sie dem Papier anzuvertrauen! Denn eure Schatullen werden heimlich zu Hause durchwühlt und eure Briefe draussen von der Post erbrochen. An der Spitze dieser geheimen Polizei stehn Pater Domingo und der Herzog Alba. Man möchte es nicht glauben, und doch ist es gewiss: der tapfere Feldherr, der seine Brust so oft in der Feldschlacht den feindlichen Kugeln dargeboten hat, erniedrigt sich dazu, seinem launischen Gebieter freiwillig schimpfliche Spionendienste zu leisten. Er verfolgt mit dem Eifer eines Spürhunds gewisse Mannesspuren im Park von Aranjuez und sendet Leute aus, um bei Tag und Nacht das Thun des Prinzen zu überwachen.

Aber nicht nur die Spione machen den Königshof zu einem Gefängnis. Von Etikette ringsum eingeschlossen, sieht die Königin sich auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt. Sie darf nicht, wie irgend eine niedrig geborene Frau aus dem Volke, den natürlichsten Regungen ihres Herzens folgen. Ein alter Freund, von langjährigen Reisen zurückkehrend, lässt sich anmelden, um Briefe von ihrer Mutter zu überreichen. Darf sie ihn empfangen? Bedenkliches Kopfschütteln der Oberhofmeisterin! In ihrer Vorschrift ist ja des besonderen Falles nicht gedacht, wenn ein kastilianischer Grande Briefe von einem fremden Hofe der Königin von Spanien — und gar in ihrem Gartenwäldchen — zu überreichen kommt! Sie wünscht ihr dreijähriges Töchterchen zu

sehn. Aber die würdige Herzogin von Olivarez belehrt sie, mit einem Blick auf die Uhr, dass die Stunde noch nicht gekommen ist, wo sie ihres Mutterglückes froh werden darf. Eine Hofdame lässt sich krank melden; wie gern möchte die Königin sie besuchen, wenn's nur die Etikette erlaubte! Wie lauern die Ränkespinner auf eine Gelegenheit, wo sich ihre Gesinnungen für ihren Stiefsohn und ehemaligen Verlobten verraten könnten! Verwünscht! Die spanischen Königinnen haben Müh' zu sündigen; denn hier wird die Leidenschaft von ängstlichen Gesetzen gewarnt. Wer empfindet nicht Mitleid mit dem Erben der Monarchie! Er weiss nicht, wie die Liebe eines Vaters beglücken kann; denn er ist ein Königssohn. Der Etikette bange Scheidewand hat die Herzen, welche die Natur selbst durch die Bande des Blutes zusammenschliessen wollte, schon früh einander entfremdet.

Zum Glück für Niedriggeborene liegt der Bann der Etikette vorzugsweise auf der Hofgesellschaft, und wer fern vom Hofe, fern von Madrid weilt und bescheidene Lebensziele verfolgt, ist auch vor Despotenwillkür einigermassen sicher. Aber wie rettet ihr euch vor den scharfen Augen fanatischer Mönche und den Armen der Inquisition? Wer zu seinem Gotte nicht streng nach ihrer Vorschrift beten will, der fliehe den spanischen Boden. Hier wird zu den Abtrünnigen gestossen, wer die ihm von Gott verliehene Vernunft redlich übt und an die Güte des Menschenherzens glaubt. Es ist ein Verdammungsurteil, wenn von jemand gesagt wird: „Er denkt! Er verehrt den Menschen!" Die Inquisition hat über die ganze Monarchie ihr Netz ausgespannt, in dessen Maschen selbst der Mächtigste sich verfängt. Nach ihrem Willen soll alles Menschliche eher der Verwesung anheimfallen als der Freiheit. Sie zögert wohl bisweilen mit der Anklage, aber sie behält ihre Opfer im stets wachsamen Auge. Dann bucht sie sorgfältig deren Worte und Thaten und bewahrt sie in der Santa Casa heiligen Registern für eine späte, aber um so schrecklichere Strafe auf. Mancher glaubt sich frei und ahnt nicht, dass die Inquisition ihn an einem unsichtbaren „langen Seile flattern" lässt. Die Ketzerriecher und -richter dringen in den engsten Kreis der Familie, zerreissen den Bund der Herzen und zertreten den zarten Keim der Liebe. Und der sonst allmächtige König erniedrigt sich zum Vollstrecker ihrer Bluturteile. Er lässt die Scheiterhaufen schichten, auf denen die unglücklichen Opfer des Fanatismus zur grösseren Ehre Gottes brennen sollen; noch mehr, er umgiebt die Ketzergerichte mit dem ganzen Pompe seiner Herrschermacht und lädt feierlich wie zu einem Feste den ganzen Hof zu diesen „Glaubensakten." Unheimlich ist die Inquisition in ihrer Machtentfaltung. Steht der König nicht selbst wie ein unmündiger Knabe vor dem Grossinquisitor? Skrupellos ist sie in der Wahl ihrer Mittel. Der jesuitische Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" gilt auch für die Jünger des heiligen Dominikus. Der Beichtvater des Königs verleumdet dreist die Unschuld, ändert, je nach seinem Zweck, durch sophistische Deutung das Urteil über die harmlosesten Vorgänge und leistet selbst der Wollust des Herrschers Vorschub, nur um die Königin und den Prinzen, die beide der Kirche verdächtig sind, zu vernichten. Zwar wäre es ungerecht, bei der ganzen Geistlichkeit gleiche Gesinnungen zu vermuten. Wer suchen will, findet auch auf spanischem Boden viele Priester, welche mit Weisheit und Milde das Wort der Erlösung predigen. Der würdige Prior z. B., der in seinem Kloster dem Prinzen und dessen Freunde eine Freistatt gewährt, übt mit seinen frommen Brüdern in aller Stille die schöne Pflicht der Nächstenliebe. Ihn lockt nicht weltliche Macht oder der Ehrgeiz der Grossen; er weiss und zeigt es, wie wenig man zur Seligkeit bedarf. Aber diese echten Diener der Religion fürchten ebenso wie die Laien die Verfolgungssucht der Dominikaner oder haben sich überhaupt, infolge ihrer Weltflucht, jedes Einflusses auf die kirchlichen Zustände begeben.

Solche Mächte walten auf spanischem Boden. Welche Früchte können sie gross ziehn? Unter solchen Händen gedeiht nicht die Liebe, sondern sklavische Furcht, nicht die Frömmigkeit, sondern Scheinheiligkeit und Frömmelei. Die leichtfertige Prinzessin Eboli, das Herz voll Welt- und Sinnenlust, legt doch grossen Wert darauf, für eine strenggläubige Christin zu gelten. Und wodurch will sie diese Meinung erwecken? Durch die laut geäusserte Freude an einem Autodafé, das man der Hofgesellschaft versprochen hat. Da alle edleren Beschäftigungen des Geistes, wie sie sonst die Wissenschaft, Politik und Religion bietet, verpönt sind, so wenden sich die Menschen den gedankenlosen und rohen Vergnügungen zu, welche Turniere, Stiergefechte oder gar Ketzerverbrennungen bieten. Besonders die letztgenannten Schaustellungen, zu denen die Damen der besten Kreise sich drängen, lassen eine Verrohung des Gemüts erkennen, von der wir uns mit Schaudern abwenden.

Es sind düstere, vielleicht allzudüstere Farben, die Schiller zu seinem Gemälde gemischt hat. Aber indem er die Schrecken des Despotismus schilderte, in dessen Hauche alle lieblichen Gefühle ersterben, wollte er das Bild der Freiheit, welches ein Marquis Posa entwarf, um so schöner erstrahlen lassen. Indem er zeigte, wie Philipp und seine Inquisition den Völkern nicht den wahren Frieden, sondern nur die „Ruhe eines Kirchhofs“ schaffen konnten, wünschte er in seinem eigenen Volke eine edle Begeisterung für die Freiheit zu erwecken, in deren Schutz die Stätten der Menschen wiederhallen von fruchtbarer Arbeit und fröhlichem Leben.

V. Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein. (Goethes Tasso.)

Freiheit! Zauberwort! Dein blosser Hauch ist Erquickung für das vielgeplagte Geschlecht der Menschen. Dich preist der Knabe, wenn er für kurze Wochen dem engen Schulzimmer entflohn ist und mit erfrischter Lunge die Luft des heimatlichen Waldes atmet; Dich auch der gereifte Mann, wenn er, fern von Schreibtisch und Akten, durch das dampfende Thal den blauen Bergen zuwandert. Der rothäutige Jäger, der durch die Prairie schweift, jauchzt Dir entgegen, und der Sohn der Kultur widmet Dir tiefempfundene Lieder!

Ohne die Freiheit, scheint es, ist wahres Menschenglück nicht denkbar und das Leben nicht lebenswert. Und doch lässt Goethe seinen Tasso in einem Augenblicke ruhigster Betrachtung sagen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein.“ Was Tasso sagt, das hat Goethe gedacht und empfunden, und das zu einer Zeit, als Kant in Königsberg die neue Lehre von der menschlichen Freiheit verkündigte und nach ihm Schiller, sein begeisterter Schüler, selbst dem in Ketten geborenen Sklaven die tröstende Botschaft zurief, dass er zur Freiheit berufen sei. Also der Mensch ist eigentlich doch nicht frei? Nicht einmal geboren, d. h. seiner Natur nach bestimmt zur Freiheit? Prüfen wir unbefangen unsere Natur und unser Leben; denn jede Wahrheit, auch die trübe, ist besser als ein glänzender Irrtum.

Der Körper, ja — das müssen wir zugeben — der Körper ist ein Hemmnis unserer Freiheit. Unser Wohlbefinden ist abhängig von der Witterung, vom Klima, von der Beschaffenheit der Speisen und Getränke und von dem richtigen Mass im Genuss derselben. Allnächtlich naht uns der Schlaf, dessen Herrschaft, so sanft und milde sie auch ist, selbst der stärkste Wille nicht abschütteln könnte; auch ungebeten kommt er und ruft uns ab von Arbeit und Genuss. Und fühlen wir einmal den Faustischen Trieb, uns in die reineren Lüfte emporzuschwingen, so werden wir nur zu bald der Fessel inne, welche das Gesetz der Schwere um alles Irdische schlingt. Auch der kühnste Luftschiffer darf nicht in ziellose Fernen des Himmels segeln; wie an einem unsichtbaren Seil hält Mutter Erde den verwegenen Flüchtling fest. Und wohl ihm, dass er gebannt ist an die mütterliche Atmosphäre; denn im reinen Äther würde er den Tod atmen.

Ungleich freier und selbständiger ist unser Geist. Weit über das Bereich der Sinne hinaus dringt der menschliche Gedanke und durchmisst unendliche Räume der Schöpfung. Er steigt in alle Tiefen der Erde hinab und spürt mit immer wachsenden Erfolgen dem Geheimnis des Werdens und Entstehens aller Dinge nach. Aber — auch das muss eingeräumt werden — ganz unbeschränkt ist auch die Freiheit des Geistes nicht, und wenn er im Bewusstsein der Kraft wenig achtet des gebrechlichen Körpers, der seine Wohnung ist, so gilt auch von ihm das Wort Lessings: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ In Stunden tiefster Selbsterkenntnis werden wir dann um so schmerzlicher auch an unsere geistige Unfreiheit erinnert. Die Sinne, welche der Geist so oft als stumpf und trügerisch missachtet hat, erweisen sich dann gerade als die einzigen Mittel der Erkenntnis. Denn auch die abstraktesten Folgerungen hängen durch eine lange Schlusskette mit Sätzen zusammen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung stammen. Dann erscheint uns wohl der Körper als ein Gefängnis, in welches der hinausstrebende Geist gebannt ist, und durch dessen Fenster, die Sinne, er nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen erkennen kann.

Aber unser Handeln ist doch frei? Rühmen wir uns nicht, freie Bürger eines freien Staates zu sein? Schützt das allmächtige Gesetz uns nicht vor Willkür und Gewaltthat? Wohl, aber es bindet uns auch, und neben dem Staatsgesetz — wie viele andere Mächte bedrängen und verkümmern unsere Freiheit von Jugend auf!

Als Kinder haben wir dem Gebote der Eltern zu gehorchen; und zu diesen Gebietern gesellen sich bald, wenn wir heranwachsen, die Lehrer und Erzieher. Gerade das, was wir am meisten wünschen und begehren, wird uns oft untersagt. Und nicht nur verderbliche Willensrichtungen werden von Haus und Schule bekämpft: auch an sich berechtigte Neigungen müssen um des höhern Erziehungszweckes willen lange Zeit hintan gehalten werden. Der für die Tonkunst schwärmende Knabe wird oft unliebsam aus seinen Phantasieen am Klavier oder aus seiner vertrauten Zwiesprache mit der Geige aufgeschreckt, um sich seinen Schularbeiten zu widmen. Der lyrische Träumer darf nicht lange in Geibels weichen Reimen schwelgen oder in Platens klangreichen Rhythmen oder gar in eigenen poetischen Versuchen. Der philosophische Kopf muss vorerst auf die Lösung tiefsinniger Probleme verzichten, um seine Geisteskraft an mathematischen Aufgaben oder lateinischen Stilübungen zu versuchen. — Endlich ist die Zeit des Schulzwangs überstanden, und Du atmest voller Behagen die Luft der Freiheit. Aber wie bald erweist sich die ersehnte Freiheit als eine Illusion, als eine Fata Morgana, die beim Herannahen in nichts sich auflöst! Willst Du in die Armee eintreten, wo Glanz und Ehre Dir winkt? Wohl! Wie gut steht Dir das schmucke Kriegerkleid! Und wie stolz und frei darfst Du jetzt mit männlichen Zügen die so lange verbotene Cigarre rauchen! Aber — gar bald merkst Du, dass so eng, wie der Kragen Deiner Uniform, auch das Reich Deiner Freiheit ist. Jetzt gilt es, im Sonnenbrand zu marschieren, Wache zu stehn in Nacht und Wind, durch die Kraft des Willens die heranschleichende Müdigkeit hinwegzuscheuchen, den rauhen Tadel des Vorgesetzten schweigend zu ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das Antlitz der Pflicht, vordem so freundlich und milde, wird kalt, strenge und drohend. Nein, die Freiheit hast Du nicht gewonnen, sondern nur ein Joch mit dem andern vertauscht. Oder willst Du lieber im Handelsstand Geld und Gut erwerben? Oder als Landwirt auf ererbtem Grund und Boden Dein Glück erbauen? Hier wirst Du von Regen und Sonnenschein, dort oft von der Laune des Zufalls und dem unsichern Stande der Welthändel oder gar von der Gunst der Kunden abhängen. Hier wie dort erwartet Dich Arbeit und der ruhelose Kampf um's Dasein. Um das Schiff des Kaufmanns wie um das wohlgepflegte Ross des Gutsherrn schweben die Sorgen her. Nur durch Umsicht, Wachsamkeit und gründliche Erforschung der schwankenden Handelsverhältnisse gelingt es dem Geschäftsmann, günstige Einkäufe abzuschliessen; nur durch pünktliche, sorgfältige und treue Ausführung der Aufträge kann er seine Kunden an sich fesseln oder neue gewinnen und die Mitbewerber aus dem Felde schlagen. Und der Landwirt? Selbst wenn der Regen seine Saaten tränkt und im Sonnenstrahl vielverheissend seine Ähren reifen, darf er dann im Vollgefühl seines Besitzes gemächlich ausruhn? Will er vorwärts kommen, so wird ihm wenig Zeit zum Müssiggang oder anderweitiger Thätigkeit bleiben. Um den Fleiss seiner Leute zu fördern, muss er selbst fleissig sein, selbst früh aufstehn, selbst Umschau halten in Scheunen und Ställen, in Feld und Wald. Denn nur das Auge des Herrn, heisst es, macht die Herde fett. — Aber am meisten lockt Dich wohl die vielgepriesene akademische Freiheit. Ach, sie ist sehr kurz und rächt sich grausam, wenn Du sie zum Müssiggang missbrauchst. Die bevorstehende Not der Examina wirft ihren Schatten voraus und dämpft die überquellende Freiheitslust des Studenten. Soll ich nun von den tausend Pflichten des Amtes sprechen, welche uns wie ebenso viele Fesseln binden, wenn sie auch — gottlob! — nicht immer als solche empfunden werden? Soll ich von den weitern und höhern Pflichten gegen den Staat sprechen, welchem wir durch Gehorsam gegen die Obrigkeit, durch Soldatendienste, durch mancherlei Lasten und Ehrenämter, endlich durch Geldsteuern den Dank für den Schutz abzustatten haben, den er uns gegen äussere und innere Feinde gewährt? — Aber selbst damit ist der Kreis unserer Pflichten nicht geschlossen. Wer in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit leben will, sieht sich in seinem Handeln allenthalben durch den Zwang der Sitte und durch zahllose kleine Rücksichten eingeschränkt, die er gegen seine Mitmenschen zu beobachten hat. Die Pflicht der Höflichkeit bestimmt ihn, ein hartes Urteil über andere, mag es noch so gerecht sein, im Ausdruck zu mildern oder ganz in der Brust zu verschliessen. Der Takt gebietet ihm, im gesellschaftlichen Verkehr Augen und Ohren offen und seine Zunge im Zaum zu halten, um nicht durch ein freies, wenn auch gutgemeintes und an sich harmloses Wort leichtempfindliche Gemüter zu verletzen oder gar mit nachhaltigem Groll zu erfüllen. Lustwandelst Du mit guten Freunden durch die Langgasse oder auf der Promenade, so gehe nicht achtlos an den Spaziergängern vorüber, von denen mancher Deinen respektvollen Gruss erwartet, lache nicht

zu laut selbst über einen guten Witz und hüte Dich ja, durch lebhaftes Schwenken der Arme Dein Freiheitsgefühl dem hundertäugigen Publikum zu verraten. Das alles verlangt die Klugheit und die gute Sitte. Und doch ist auch dies noch nicht genug. Wenn Du auch auf alle Gesetze und Pflichten, auf alle Sitten und Satzungen, auf alle Urteile, Gefühle und Stimmungen der Menschen achtest, so läufst Du doch vielleicht Gefahr, ein Gebot zu verletzen, das nur Du allein vernimmst. Denn leise und Dir fast unbewusst und doch verständlich genug mahnt und warnt Dich das Gewissen, wenn selbstsüchtige Triebe Dich zu Handlungen fortzureissen drohn, die zwar der öffentlichen Rüge entrückt sein mögen, aber nicht vor dem in Dir waltenden Vernunftgesetz bestehn können. Dieses befiehlt Dir, die Lüge zu verschmähn, auch wo sie nicht entlarvt werden kann, den Mühseligen und Beladenen zu helfen, auch wo Du auf keinen Lohn bei den Mitmenschen zu rechnen hast, das Dir zugefügte Unrecht nicht mit gleichem Unrecht zu erwidern, auch wo die Welt Dich nicht tadeln würde. Also zu den vielen Schranken, mit denen die Aussenwelt das Gebiet Deiner Freiheit einengt, errichtest Du selbst noch eine, die oft sich stärker erweist, als alle andern, und mitunter — gesteh' es nur! — Dir selbst, d. h. Deinen augenblicklichen Wünschen und Neigungen, recht lästig fällt.

So giebt es also wirklich keine Freiheit auf Erden, und Kants Lehre ist eitel Träumerei und selbst im besten Falle ein frommer Wunsch? Nein, so seltsame Widersprüche können nur durch verschiedene Auffassung des vieldeutigen Worts „Freiheit" hervorgerufen sein. Sagt doch Schiller selbst nicht nur: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei," sondern ein anderes Mal auch: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume." Dass es eine absolute Freiheit nicht giebt, das leuchtet, so hoffe ich, nach dem Gesagten auch dem ein, der sich gern hinter stolzen Dogmen verschanzt und mit tönenden Schlagwörtern streitet. Wenn wir dennoch oft das Wort „Freiheit" im Munde führen, so verstehen wir darunter in der Regel nur die Unabhängigkeit von irgend einer bestimmten Macht, die wir hinzudenken, ohne sie zu nennen. Als frei bezeichnen wir z. B. ein Volk, das sich nicht dem Willen eines fremden fügt, sondern lediglich nach eigener Neigung und Geistesart sein Leben gestaltet, aber auch — in anderm Sinne — ein solches, das in sich durch Ordnung, Recht und Gesetz vor despotischer Willkür geschützt ist. Frei heisst nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch einmal jeder Mensch, der keines andern Eigentum ist, dann auch jeder Bürger eines modernen Verfassungsstaates, ein drittes Mal jeder, der in Folge seiner persönlichen Stellung die Gunst der Mächtigen oder überhaupt der Menschen entbehren kann.

Diese alle sind nicht frei im Goetheschen Sinne. Nun giebt es aber noch eine andere höhere Freiheit, die des Willens, welche uns in allen Lebenslagen fähig macht, das zu thun, was wir in unserm sittlichen Bewusstsein für recht und notwendig erachten. Diese Freiheit ist es, welche Kant und Schiller lehren. Wir geniessen sie aber nicht als ein fertiges Geschenk der Natur. Erst in strenger Selbstzucht, in hartem Kampfe mit unlautern Gefühlen und Neigungen gelingt es, unserm Willen allmählich eine so sichere und unbeirrbare Richtung zu geben, dass weder selbstische Wünsche noch äussere Gewalt ihn von dem als richtig erkannten Ziele ablenken können. Diese Freiheit, die edelste, welche dem Menschen beschieden ist, kannst auch Du erlangen. Nach ihr sollst Du unablässig ringen: denn sie ziert den König wie den geringen Mann; sie giebt frohen Mut zur Arbeit und erfüllt Dich mit jener Selbstachtung, welche die sicherste Grundlage der Zufriedenheit ist.

VI. Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort;
Verein' und leite! bess'rer Hort. (Goethe).

Es war ein vielgefürchteter Zwingherr, der schlaue und skrupellose Ludwig XI. von Frankreich, der, wie erzählt wird, das Sprichwort „diviser pour régner" erfand, welches in der neulateinischen Fassung: „divide et impera" und in der deutschen: „Entzwei' und gebiete" uns geläufiger ist. Ein kaltes, herzloses Despotenwort, in welchem List und Gewalt zugleich lauert: nicht viele werden sich heute noch dazu bekennen.

Dennoch nennt der weise, unbefangene Goethe es ein tüchtiges Wort; und die Erfahrung giebt ihm Recht. Jener thatkräftige Ludwig, der in seiner Politik stets nach diesem Grundsatze gehandelt hat, ist der Begründer des

französischen Einheitsstaates geworden. Er brach die Macht der Kronvasallen, indem er ihr gegen ihn geschlossenes Bündnis sprengte und den einen gegen den andern aufhetzte. Dieselbe Politik befolgten seine Nachfolger, mit besonders auffallendem Erfolge Ludwig XIV. Als sein Anschlag auf die spanischen Niederlande durch die Holländer vereitelt wurde, welche mit England und Schweden die Tripel-Allianz schlossen, bereitete er seine Rache an dem wachsamen Gegner zunächst dadurch vor, dass er die beiden andern Mächte durch geheime Zusicherungen von dem bisherigen Bundesgenossen abzog. Dann erst fiel er mit überlegenen Streitkräften über den kleinen Freistaat her. Als nun dieser freche Raubzug einen neuen Fürstenbund veranlasste, dessen Seele der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war, wiederholte er mit entschiedenem Glücke dasselbe Verfahren. Zunächst bewog er das ursprünglich allein bedrohte Holland durch unerwartet günstige Anerbietungen zum Friedensschluss; schärfer konnte er nun schon gegen Spanien auftreten, das, durch den langwierigen und aussichtslosen Krieg ermüdet, bereits die üble Laune des Despoten empfand und dem Frieden schmerzliche Opfer brachte; am härtesten und hochmütigsten behandelte er aber das deutsche Reich, welches, in sich zerrüttet und von den Verbündeten im Stiche gelassen, sich nunmehr den schmählichsten Bedingungen fügen musste. Damals war es, als der grosse Kurfürst sich in die grausame Lage versetzt sah, dem Machtworte des übermütigen Königs zu gehorchen und die in glorreichem Kampfe den Schweden entrissenen Gebiete wieder herauszugeben. Aber nicht nur die Franzosen, auch andere Fürsten und Völker, die in der Knechtung fremder Völker ihren Ruhm suchten, haben jene Politik als wirksamste Unterstützung ihrer materiellen Machtmittel zu gebrauchen verstanden. Wie leicht gelang es dem verschlagenen Philipp von Macedonien, durch Schürung des Parteigeistes eine nationale Einigung und Erhebung der Griechen zu vereiteln! Wie oft haben die Römer die Zwietracht anderer Völker benutzt, um sich in ihre Angelegenheiten einzumischen, wie oft den halbvergessenen Groll der Stämme neu entfacht, um mit desto geringerem Aufwand eigener Kraft den aufstrebenden Volksgeist niederzuhalten! Nicht selten erhöhten sie Macht und Ansehn fremder Fürsten, nur um desto bequemer deren Volk zu beherrschen; denn indem sie ihrer Eitelkeit und Selbstsucht Vorschub leisteten, durften sie mit gutem Grunde darauf rechnen, ihre Herzen allmählig dem nationalen Interesse abwendig zu machen. Die Germanen wussten davon zu erzählen, auch die Gallier, die Britannier und viele Völker des Orients.

Doch genug der Beispiele aus der Weltgeschichte. Zeugt doch auch das gewöhnliche Leben mit all seinen kleinen Kämpfen von der wirksamen Kraft jenes Grundsatzes. Überall, wo ein herrschsüchtiger Wille sich die Aufgabe gestellt hat, über die geschlossene Macht verbündeter Gegner zu triumphieren, versucht er es zuerst gern mit dem oft bewährten Mittel. Und dies ist natürlich. Je besser jemand die Menschen, insbesondere freilich die unedlen Eigenschaften ihrer Natur kennt, desto leichter wird er wissen, wo er den Hebel anzusetzen hat, um den Bund der Kräfte zu sprengen. Schlummern doch fast in jeder Menschenbrust schlimme Triebe, die ohne grosse Mühe erregt und zu verderblichen Leidenschaften entfacht werden können: hier Neid und Eifersucht, dort gemeine Habgier, hier hochstrebender Ehrgeiz, dort leicht empfindliches Ehrgefühl, hier verjährter Groll, der heimlich unter der Asche fortglimmt, dort leichtsinnige Genusssucht, welche gedankenlos in die Netze der Verführung sich verstricken lässt. So wird einer nach dem andern von dem schlaurechnenden Versucher berückt und dem Ganzen entfremdet, oder aus einem Bunde bilden sich zwei einander feindliche, oder es entbrennt gar ein Krieg aller gegen alle. Sie vergessen in ihrer Verblendung des gemeinsamen Feindes und ahnen nicht, dass sie aufgehört haben sich selbst zu bestimmen und nur als Werkzeuge zur Förderung fremder Interessen ausgenutzt werden. So gleichen sie jenen bewaffneten Männern von Kolchis, die durch einen blinkenden Stein, den Jason in ihre Mitte geworfen, sich bethören liessen und einander zerfleischten, während ihr wahrer Feind in lächelnder Ruhe ihrer Selbstvernichtung zuschaute.

Also „tüchtig", d. h. wirksam und im gewissen Sinne auch zweckentsprechend ist das Wort „Entzwei' und gebiete" allerdings. Und doch befriedigt es nicht, und doch ist es kein Grundsatz, dessen man sich rühmen möchte. Denn entzweien ist schwächen, schädigen, zerstören; durch Entzweiung anderer seine Macht stärken wollen, heisst seinen Nutzen im Schaden anderer suchen. Zwar auch der Beste kann im Kampf um seine Existenz in die Lage kommen also zu handeln. Wer sich von hasserfüllten Feinden rings umgeben sieht, wem die Not keine Wahl lässt, der wird auch dieses Mittel mit Begierde ergreifen, um über alle Gefahren obzusiegen. Aber an solche

Fälle denkt der Dichter wohl schwerlich, da er dem genannten Grundsatze einen zweiten edleren und dem Entzweien das Vereinen, dem Gebieten das Leiten gegenüberstellt. Es ist indes nicht nur ein sittliches Bedenken, welches den Wert des ersten Grundsatzes mindert. Auch wer in rücksichtsloser Selbstsucht nur auf Mehrung seiner Macht erpicht ist, wird, wofern er wohlberaten ist, nach verlässlicheren Mitteln, nach festeren Grundlagen der Herrschaft ausschauen. Denn jenes Mittel stellt zwar leicht bemerkbaren, auch schnellen, aber keineswegs bleibenden Erfolg in Aussicht. Wer entzweit, was zusammengehört und auf einander angewiesen ist, muss sich darauf gefasst machen, dass die getrennten Elemente sich doch einmal wieder zusammenfinden. Auch die Leidenschaften des Parteizwistes erlöschen mit der Zeit in sich, wenn andere Übel tiefer empfunden werden, und auf den Rausch des Zornes folgt naturgemäss die Ernüchterung. So kommen die Tage, wo die betrogenen Parteien, durch das Unglück gewitzigt, erkennen, wo ihr wirklicher Feind zu suchen sei und wie sehr sie durch ihren Hader sich selbst geschadet und gleichsam die Geschäfte des gemeinsamen Peinigers besorgt haben. Anstatt sich, wie bisher, immer vorzuhalten, was sie trennt, erinnern sie sich dann vielmehr alles dessen, was sie einigt und stark macht, und im gemeinsamen Zorn gegen den gemeinsamen Widersacher finden sie endlich die Kraft sich zu erheben und das auferlegte Joch abzuschütteln.

Die Römer haben das erfahren, als der Freiheitskampf der Germanen unter Arminius plötzlich mit einem Schlage das Netz der Tyrannei zerriss, woran sie jahrelang gesponnen hatten Den berüchtigten Rheinbund und alle andern Schöpfungen Napoleons, welche darauf abzielten, den Einheitsgedanken unter den deutschen Stämmen zu ersticken, fegte der eine Kriegssturm von 1813 schnell hinweg. Denn auch jene deutschen Fürsten, welche bei dem Zusammensturz des deutschen Reichs als Vasallen Napoleons scheinbar ihre Macht vergrössert sahen, hatten längst empfunden, wie weh der goldene Reif that, den des Despoten Hand ihnen auf's Haupt gepresst hatte. Was haben dem übermütigen Ludwig XIV. am Ende alle seine Ränke geholfen? Er säte Zwietracht und erntete das Misstrauen und den Hass der Völker Europas. Am Abend seines Lebens schaute er auf eine wechselvolle, zum teil allerdings glänzende, aber im Grunde doch verfehlte Regierung zurück: rings um sich sah er ein verarmtes Land und an den Grenzen zahlreiche blutgetränkte Schlachtfelder, die Gräber seiner besten Krieger, seiner stolzesten Hoffnungen, ja selbst des Ruhms seiner Waffen.

Nein, es giebt ein weiseres Herrscherprinzip, dessen Früchte vielleicht langsamer reifen mögen, aber dann um so schöner schmecken. „Verein' und leite!“ Schöner und nützlicher als das herrische Gebieten ist ein mildes, nach dem letzten Zwecke schauendes Leiten. Freilich ist es auch schwieriger. Denn viel Mühe und Einsicht und Geduld und Menschenliebe ist nötig, um so viele widersprechende Meinungen mit einander zu versöhnen, so viele eigenwillige Naturen dem Dienste einer grossen Idee gefügig zu machen, so viele Querköpfe von ihrem wahren Wohle zu überzeugen. Aber wenn nur das höchste Ziel der Leitung sich als ein wahrhaft schönes und erstrebenswertes erweist, so wird der Erfolg nicht ausbleiben, vielmehr mit der Zeit grösser und reicher werden. Denn wenn jener egoistische Grundsatz schliesslich Hass erregt, so muss dieser selbst in harten und spröden Naturen etwas wie Liebe wecken. Wer die Menschen zu gemeinsamer Thätigkeit vereint, giebt ihnen erst die Möglichkeit, Grosses zu leisten; dadurch belebt er das Gemeingefühl und zugleich in jedem einzelnen das Bewusstsein eigener Kraft und eigenen Wertes. Und wenn er sie dazu nicht durch herrischen Machtspruch zwingt, sondern durch den Hinweis auf ihren eigentlichen Nutzen überredet, so ruft er jene Freudigkeit des Schaffens hervor, welche eine Grundbedingung menschlichen Glückes ist. Wenn dann vollends der Erfolg diese Thätigkeit belohnt, wenn durch die Förderung der Gesamtheit auch die Wohlfahrt des Einzelnen gefördert wird, dann erwächst, wenn auch nicht allen — dazu kommt es nie —, so doch der Mehrheit jenes Gefühl der Genüge, des Behagens, der Sicherheit, welches am ehesten der also geschaffenen Lage Bestand und Dauer verheisst. Dann entfaltet sich jenes reiche Leben, welches der Lieblingsdichter der Deutschen in den Worten preist:

„Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte;
Grosses wirket ihr Streit, Grösseres wirket ihr Bund.“

Zu allen Zeiten, wo die menschliche Kultur ihre schönsten Blüten trieb, hat auch dieser herrliche Grundsatz seine schöpferische Kraft geäussert. „Verein' und leite!“ dachte Perikles, als er das freiheitslustige, bewegliche

Volk der Athener durch seine hinreissende Beredsamkeit zu jenen Werken des Friedens anleitete, welche mehr noch als die Siege über die Perser ihren Namen unsterblich gemacht haben. Damals bedeckte sich die Akropolis mit heitern Tempeln und lichten Göttergestalten; damals rangen Sophokles und Euripides auf der tragischen Bühne um die Siegespalme und ergötzten Eupolis und Kratinus das souveräne Volk mit ihren mutwilligen Scherzen. — Nicht anders dachten jene wackern Kaufleute, welche die Städte Deutschlands zu dem mächtigen Hansabunde vereinigten, um Handel und Wandel vor Gewaltthat und Willkür zu schützen und den rührigen Bürgern die Früchte ihres Fleisses zu sichern. Verein' und leite! Diesem Grundsatze folgten auch die glorreichen Gründer des neuen deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, indem sie die Fürsten und freien Städte unseres Vaterlandes nach gemeinsamen Kämpfen und Siegen ohne äussere Nötigung, nur durch die zwingende Logik der Thatsachen zu einem Bunde zusammenschlossen, der allen Teilen gleiches Recht und ehrenvolle Mitarbeit am Wohle des Ganzen gewährleistet. Hier ist jedem Gemeinwesen, ja jedem einzelnen Bürger eine weite, freie Bahn eröffnet zur Entfaltung seiner Kraft. Die alte Eifersucht der Stämme wird hier, im Dienste des grossen Vaterlands, zu rühmlichem Wetteifer veredelt, und der Partikularismus — ehedem der Krebsschaden am Leben unseres Volkes — wird allmählich wieder das, was er ursprünglich war, berechtigte Wertschätzung der Eigenart, deren Pflege nur die Vielseitigkeit und den Reichtum des deutschen Volksgeistes widerspiegelt. Auch in der äussern Politik Bismarcks und seines Nachfolgers erkennen wir freudig das Walten des weisen Grundsatzes, zumal jetzt, wo der schwer bedrohte Frieden Europas durch Stiftung des gewaltigen Dreibundes verbürgt ist, der seine Festigkeit und Dauer ausschliesslich in der Wahrnehmung der wahren Interessen aller Beteiligten sucht.

Verein' und leite! Dies sei fortan der Wahlspruch aller derer, welche irgend eine Gesamtheit — sei's ein Volk, eine Gemeinde, einen Stand, eine Genossenschaft oder auch nur eine zu bestimmter Thätigkeit verbundene Anzahl von Menschen — zu regieren berufen oder bestrebt sind. Fürwahr, da giebt es ein herzerfreuendes Schauspiel, wo Vertrauen Herrscher und Volk, Vorgesetzte und Untergebene, Führer und der Führung Bedürftige mit einander verbindet, wo der Befehl zur freundlichen Anleitung, der Gehorsam zum gelehrigen Eifer wird, wo jeder, auch der Geringste, sich als nützliches Glied des Ganzen fühlt und an seinem Platze für die Ehre des Ganzen wirkt. Da wird das Dichterwort zu lebensvoller Wahrheit:

Tausend fleiss'ge Hände regen
Helfen sich im muntern Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

VII. Platens aristophanische Komödien.

Ein Vortrag.

Nur wenige Dichter haben ihres Berufes mit so heiligem Ernst gewaltet, als der Graf August von Platen. Der Kunst hatte er sein Leben gewidmet; ihr blieb er auch bis in den Tod mit heisser Liebe ergeben. Hiezu gesellte sich eine verzehrende Ruhmbegierde, welche ihn unaufhörlich anstachelte das Schöne, dessen geheimstes Wesen er vor allen andern Dichtern zu schauen glaubte, in unvergänglichen Schöpfungen darzustellen und Freunde und Feinde durch „eine grosse That in Worten" zu bezaubern. Nachdem er schon als Jüngling in den verschiedensten und kunstreichsten Formen der Lyrik, in Liedern, Oden, Sonnetten und Gaselen eine ungewöhnliche Meisterschaft bekundet hatte, ohne jedoch dafür das Mass von Anerkennung zu finden, auf das er Anspruch machte, beschloss er durch den Kampf gegen die hässlichen Auswüchse der zeitgenössischen Litteratur dem Geschmack des Publikums

eine edlere Richtung zu geben, insbesondere die deutsche Schaubühne von der Herrschaft der Romantiker zu erlösen und dadurch zugleich seinem eigenen Genius freie Bahn zu schaffen.

Damals nämlich — d. h. im ersten Drittel dieses Jahrhunderts — trieb sich ein seltsamer Spuk auf den Brettern um, die doch die Welt bedeuten sollen. Die romantische Schule, welche die unumschränkte Freiheit der Phantasie verkündigte, reizte gute und schlechte Dichter zu Schöpfungen an, die sich möglichst weit von den Vorgängen des wirklichen Lebens entfernten. Wer in seinen Poesieen mit den Gesetzen, denen die Natur und das Thun der Menschen unterworfen ist, das denkbar mutwilligste Spiel trieb, der glaubte das Geheimnis der Schönheit und der wahren Kunst ergründet zu haben. Er glaubte — und fand gläubige Hörer und Schüler. Man holte sich die Stoffe aus den Zaubergeschichten des Mittelalters und der Märchenwelt der Kinder. Wunder und Gespenster, Engel und Teufel, Feeen und Elfen: kurz alles, was die Seele mit verworrenen Ahnungen, bangen Entzückungen oder geheimen Schauern erfüllte und den klaren Blick für's Leben trübte, das gefiel am meisten und wurde dem Volke in Dramen vorgeführt, welche geeignet waren mehr das Talent des Theatermaschinisten als des Schauspielers zu üben. Nun gab es unter den Romantikern eine Gruppe, welche sich besonders in einer Auffassung der Schicksalsidee gefiel, die ähnliche Wirkungen in Aussicht stellte, wie die Wunder- und Geistergeschichten. Das Schicksal erschien diesen schlimmberatenen Kunstjüngern nicht, wie den Alten, als jene gewaltige Macht, welche erst durch die Schuld der Menschen zu verderblichen Wirkungen aufgereizt wird; von selbst lauerte es den Menschen, schuldigen wie unschuldigen, auf und wartete nur auf irgend einen unbedeutenden Zufall, um mit der Wut eines Raubtiers sich auf sein Opfer zu stürzen. Es schmetterte die Menschen nieder, ohne sie, wie die griechische Moira, im Unglück selbst wieder zu erheben. Nicht in der Brust des Menschen sollte es mehr wohnen: an irgend einem toten Gegenstande haftete es, etwa an einem Dolche, mit welchem einmal eine Unthat verübt war, oder an einem bestimmten Jahrestage, der einst ein grauenvolles Verbrechen gesehn hatte. Die Hauptvertreter dieser Richtung waren Zacharias Werner, Müllner, Houwald und Grillparzer. Der letztgenannte Dichter huldigte ihr nur in einem Jugenddrama, der vielgenannten und noch immer auf Bühnen wirksamen „Ahnfrau“, machte sich aber später von ihr los und wandte sich würdigeren Kunstanschauungen zu. Solche Stücke, in denen sich der kindische Aberglaube des ungebildeten Volkes durch Anhäufung von Greueln aller Art breit machte, verdarben nicht nur den gesunden Geschmack, sondern mussten auch auf den sittlichen Sinn des Volkes entnervend einwirken.

Platen fasste nun den Plan, dem Publikum derartige Machwerke dadurch zu verleiden, dass er in einer, eigens zu diesem Zwecke, ersonnenen Fabel alle Schwächen und Thorheiten derselben in grotesker Verzerrung zur Anschauung brachte und dadurch lächerlich machte.

So entstand die „verhängnisvolle Gabel“, deren Handlung ich hier kurz erzählen muss: In der Familie des Schäfers Mopsus in Arkadien hat vor grauen Jahren eine Gabel ein schreckliches Unheil angerichtet. Als eine Urahne von ihm, Salome mit Namen, einmal mit ihrem Gatten zu Tische sass, spann unversehens eine Spinne von der Decke herab sich ihr in den Mund. Sie schrie entsetzt auf, so dass ihr Gemahl, der eben Kartoffelsalat ass, sich im plötzlichen Schrecken die Gabel tief in den Schlund stiess. Er starb; sie aber wurde als die Urheberin der Unthat, vom Schicksal dazu verdammt, nach dem Tode als Ahnfrau umzugehen und nicht eher zur Ruhe zu kommen, als bis der letzte Spross ihrer Familie umgekommen sei. Die Gabel vererbte sich nun von Geschlecht zu Geschlecht und mit ihr unaufhörliches Unglück. Salomes Urenkel Mopsus, der Held des Stückes, scheint äusserlich mit seiner Gattin glücklich zu leben, da er sich eines reichen Kindersegens erfreut. Da wird ihm von dem Vagabunden Schmuhl sämtliches Tafelgeschirr gestohlen, ausgenommen eine Gabel, — wir ahnen schon — jene Unglücksgabel, welche dazu bestimmt ist, das Schicksal des Hauses zu vollenden. Nun erregt ein Schatz, der in dem Hause des Schäfers seit alter Zeit verborgen lag und erst durch Vermittelung des Schmuhl entdeckt wird, die Begierden aller derer, die darum wissen, am meisten die des Mopsus selbst. Dieser beschliesst, sich seiner ganzen Familie zu entledigen und mit dem reichen Schatz nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu entfliehn, um ihn dort allein zu geniessen. Was thut er also? Mit jener Unglücksgabel tötet er — o Graus! — seine Frau und alle Kinder. Dann sucht er, als englische Lady verkleidet, das Weite. In einem Gasthaus „zur goldenen Gabel“ — merkt ihr was? — kehrt er ein. Aber Gewissensbisse und bange Ahnungen verscheuchen ihm den Schlaf, oder

es quälen ihn schreckliche Träume. Schliesslich ersticht er sich mit derselben Gabel, die schon so viel Unheil angerichtet hat. Nun endlich ist die Ahnfrau erlöst; sie sprengt den Deckel der Kiste, in der sie verschlossen war, während alle dort den Schatz vermuteten, und fliegt den Gefilden seliger Geister zu. Dies ist das Rückgrat der Handlung; doch ranken sich um dieses noch allerhand seltsame Arabesken, in denen die satirische Laune des Dichters ihr Spiel treibt. Es wäre sehr verkehrt und geradezu thöricht, in den Personen dieses Stücks Charaktere, in der Handlung eine psychologisch folgerechte Entwickelung, in dem Dialog einen auf das Ziel gerichteten Kampf der Meinungen zu suchen. Platens Vorbild war die Komödie des Aristophanes, die nicht etwa, wie das moderne Lustspiel, das wirkliche Leben im heitern Lichte des Humors darstellen, sondern vielmehr im Hohlspiegel des schrankenlos schweifenden Witzes ein lächerliches und doch lehrreiches Zerrbild der Wirklichkeit zeigen sollte. Hier wie dort ist der Dialog reich gewürzt mit polemischen Anspielungen auf Persönlichkeiten und Einrichtungen der Zeit; aber hier wie dort wird der Spott durch eine graziöse Sprache und den oft bezaubernden Wohlklang der Verse gemildert, und hier wie dort erhebt sich der Poet mitunter, besonders in den Parabasen, zu erhabenem Schwunge, um im strafenden Tone eines Propheten den Ungeschmack des Volkes zu tadeln oder auf die unvergänglichen Vorbilder des Schönen hinzuweisen. So ruft Platen den Bühnendichtern jenes herrliche Wort zu:

„Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort:
Was noch atmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus.“

Er macht kein Hehl aus seiner Freude an der Meisterschaft, mit der er — freilich nicht ohne tyrannisches Meistern der Sprache — die schwierigsten Formen der Metrik sich dienstbar macht. Jambische Trimeter wechseln ab mit trochäischen, jambischen und anapästischen Tetrametern — alles Verse voll markiger Kraft und im schönsten Ebenmass dahertanzend —, dazwischen eingeflochten sind kleine anapästische Systeme und gedankenreiche Oktaven in tadellosen Reimen und weihevollster Sprache. Manchmal scheint sich seine Phantasie selbstgefällig und zielvergessen im Vollklang seiner eigenen Verse zu berauschen, wie in jener utopischen Schilderung des Landes der guten Hoffnung:

„Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, ist's ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Samt und der Himmel wie Glas und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne, wie lacht sie in Klarheit stets! Doch breitet sich schattige Wölbung
Von Gebüsch zu Gebüsch und von Baume zu Baum, und es neigt sich Rose zu Rose. — — —
Dort quält kein Schmerz, und die bitterste Pein ist dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt sich der Freund an die Schulter des Freunds, nie bange vor einstiger Trennung,
Und der Epheu mischt sein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich.“

Doch lange ruht er nicht aus in so idyllischem Behagen; bald erhebt er sich wieder zum Kampfe. Wie drastisch persifliert er den Gespensterglauben der Romantiker und ihr Bestreben, durch aufgewärmte Ammenmärchen auch grossen Kindern bange zu machen:

O glückliches Auge des Menschengeschlechts, das nicht in's Dunkel der Nacht dringt!
O könntest Du jetzt in der Mitte der Nacht durchschweben Gefild und Gebirge!
Aus Schluchten empor wiederhallt das Gestein vom Zähnegeklapper der Hölle,
Und vernehmlich krächzt aus Wipfel und Dach halbmenschliche Worte der Uhu,
Denn es irrt die Natur und vermischt greulvoll Labyrinthisches untereinander!
Jetzt heben empor aus Quellen und See'n Meernixen ihr schilfiges Antlitz
Und den schuppigen Leib; und stören den Traum des Ermüdeten, welcher am Bach schläft;
Auf dem Kirchhof stäubt die Gebeine herum lautsausend ein wütender Windstoss,
Und es knarren der Gruft Thürangeln, es flammt wie von Blitzen erleuchtet die Grabschrift,
Und die Toten im Sarg, aufwachen sie halb, und behorchen mit Schauder den Holzwurm.
Hu, hu! Weh, weh! O Mitte der Nacht, du grausige Stunde huhu, hu!

Den Vielschreiber Kotzebue kennzeichnet er in den oft citierten Versen:

Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope.

Müllner, den „Advokaten von Weissenfels", welcher durch die Greuel seiner Stücke die heilende und befreiende Aufgabe der Kunst in ihr Gegenteil verkehrt hatte, brandmarkt er mit den Worten:

„Wir sehen einen solchen Knirps nach Lorbeerzweigen schielen,
Weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehen Trauerspielen,
Indes er Euch nur Scheussliches und Niegescheh'nes zollte,
Das man, und wär' es auch gescheh'n, mit Nacht bedecken sollte."

In dem äussern Aufbau der Handlung wird speziell Grillparzers Ahnfrau verspottet; aber das Mordinstrument, in welchem das Verhängnis lauert, gehört, wenn auch um der komischen Wirkung willen von der sonst üblichen Form abweichend, zu dem Handwerkszeug, dessen alle Schicksalsdichter nun einmal zu bedürfen schienen.

Zwei Jahre darauf, 1828, schrieb Platen den „romantischen Ödipus", eine Komödie ähnlichen Stiles, die er selbst noch kurz vor seinem Tode (1835) für seine gediegenste Schöpfung erklärt hat:

„Nicht darbend an Witz und den Zeiten gemäss, den erschlafften, und komisch von Grund aus."

Das Stück war ebenfalls gegen die Thorheiten der Romantiker gerichtet, insbesondere aber gegen Immermann, den geschätztesten Dramatiker dieser Schule. Aber diesmal schauten die Musen nicht mit freundlichem Blick auf das Werk ihres treuen Verehrers. Denn es war gar zu offenkundig, dass er diesmal nicht ausschliesslich im heiligen Eifer für die Kunst, sondern aus persönlicher Gereiztheit zu den Waffen gegriffen hatte, weil er sich durch einige Epigramme Immermanns verletzt fühlte. Diese geisselten im allgemeinen die durch Goethes westöstlichen Divan angeregte Nachahmung orientalischer Poesieen, zielten aber augenscheinlich besonders auf Platens Gaselen, verspotteten daneben dessen vielgerühmte Sprachgewalt und den kühnen Schwung seiner Verse, der oft den Eindruck des Erkünstelten machte. Die schärfsten unter diesen Xenien lauteten:

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben, kleinen Sänger.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

„Ganz bewältigt er die Sprache!" Ja, es ist sich tot zu lachen;
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins ist mir zum Ekel,
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Rekel.

Wie mussten diese Stachelverse unsern ruhmbegierigen Dichter verwunden, der in sein Talent verliebt war wie jener Narziss der Sage in seine eigene Schönheit! In seinem Zorn übersah er ganz, dass sein Gegner ein wirklich hochbegabter, dem Edeln zugewandter Schriftsteller war, der auch in seinen als Dramen missglückten Schöpfungen eine beachtenswerte Gestaltungskraft und ungewöhnlichen Tiefsinn erkennen liess. Ja, er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Dichtungen, denen er kurzweg allen Wert absprach, einer gründlichen Prüfung zu unterziehn. Freilich, was er von Immermanns Dramen kannte, trug wirklich viele von den Auswüchsen einer verirrten Dichterphantasie zur Schau, die er in seiner Komödie geisselte.

Der Schauplatz derselben ist die Lüneburger Heide. Dort weilt der Dichterheros Nimmermann, „der schwulsteinpöklerische Musensohn", Trauerspiele dichtend, umblökt von den Heidschnucken (Schafen), die den Chorus bilden. Das Publikum, ein unreifer Junge, völlig bartlos, eingezwängt in den neusten Frack, mit steifem Halstuch angethan, besucht den angebeteten Dichter, um ihm seine Verehrung in Person zu Füssen zu legen. Dieser ist eben damit beschäftigt, den Ödipus des Sophokles zeitgemäss und nach den Regeln der Romantik umzudichten. Denn dieses Stück, das einst Aristoteles als ein tragisches Meisterwerk gerühmt hat, erscheint ihm eine Pfuscherei,

Wie's keine giebt! Höchst tragisch ist der Gegenstand:
Blutschande, Greuel jeder Art, ein Vatermord,
Die Sphinx, die Pest, ein Übermass von Irrungen;
Verwickelungen ohne Zahl! Wie wenig hat
Der Dichter diesen fürchterlichen Stoff benutzt!"

Er will nun daraus ein „historisches Vorzeitfamilienmordgemälde" machen, die folgerichtige, einfache Handlung durch der Nebenbeipersonen reiches Übermass hübsch romantisch verwirren und durch Anachronismen, geographische Schnitzer und Floskelschwall vollends dem lieben Publikum schmackhaft machen. Entzückt über diese Offenbarungen, dringt das Publikum in ihn, das herrliche Werk ihm sofort im Puppenspiel vorzuführen. In dem nun folgenden Zwischenspiel, welches den 2., 3. und 4. Akt umfasst, erscheint Ödipus, entsprechend jenem vielberufenen Rätsel der Sphinx über den Gang des Menschen, zuerst als Säugling und erst später als Jüngling und Mann. Er wird auf dem Kithäron ausgesetzt, dort aber alsbald von dem Korinthier Diagoras aufgefunden, als derselbe eben im Begriff steht, den Leiden einer dreissigjährigen unglücklichen Liebe durch Erhängen ein Ende zu machen.

In Korinth wird er nun aufgezogen, wandert später aus dem bekannten Grunde aus, erschlägt, ohne es zu wissen, seinen Vater, kommt dann nach Theben und befreit das Land von einer grossen Plage. Der Gott Apoll nämlich, welcher den Thebanern zürnt, weil diese statt seiner den Götzen Kotzebue verehren, hat die Sphinx in's Land gesandt und an einem schmalen Pfade, den jedermann passieren muss, als Mautnerin angestellt. Von jedem vorüberziehenden Wanderer heischt diese als Strassenzoll ein fehlerloses Distichon; wer ein solches nicht liefern kann, wird ohne Erbarmen in den nahen Abgrund gestürzt. Nun beginnt eine schlimme Zeit für die biedern Thebaner. Die Königin schickt ihre Hofdichter Kind und Kindeskind aus und verheisst schliesslich dem glücklichen Poeten, der diese Aufgabe lösen sollte, Thron und Hand. Aber keinem gelingt das grosse Werk, selbst dem gefeierten Dichter Kind nicht, der freilich, wie er selbst gesteht, über Versfüsse ziemlich unklare Vorstellungen hat und geneigt ist, das Wort „Holzklotzpflock" als Daktylus zu gebrauchen. Da kommt Ödipus und erfüllt die Forderung des Gottes durch folgendes Distichon:

Möge die Welt durchschweifen der herrliche Dulder Odysseus;
Kehrt er zurück, weh' Euch, wehe dem Freiergeschlecht!

So wird er König von Theben. Zehn Jahre regiert er in Frieden und Ruhe; dann aber bricht eine Pest im Lande aus, eingeschleppt durch ein ganzes Heer von schlechten Dichtern, die aus dem Norden eingewandert sind. Der besorgte Ödipus fragt das Orakel, wie das Übel zu bekämpfen sei, und erhält die Weisung, den noch immer unentdeckten Mörder des Lajus zu bestrafen. Um diesen ausfindig zu machen, geht er mit Tiresias in nächtlicher Stunde auf den Kirchhof und citiert inmitten einer romantisch schauerlichen Scenerie den Geist des Lajus. Als er von diesem die schreckensvolle Kunde erhält, dass er selbst der Mörder seines Vaters sei, entsagt er freiwillig dem Leben und legt sich, um mit einem ganz besonderen Theatereffekt zu sterben, lebendig in einen Sarg zur ewigen Ruhe. — Durch diese Haupthandlung zieht sich eine nach romantischen Mustern ersonnene lächerliche Liebesgeschichte zwischen der platonisch empfindenden Königin Zelinde und dem ausdauernden Diagoras, der zweimal dreissig Jahre um seine Geliebte schmachtet.

So weit das Puppenspiel. Nach Beendigung desselben tritt Nimmermann wieder hervor, um herablassend den Dank der Zuschauer entgegenzunehmen. Dieser wird ihm denn auch in überschwänglichsten Worten zu teil. Der Chor der Heidschnucken empfängt ihn mit begeisterten Anapästen:

Auf, auf, o Genossen! Er wandelt heran,
Lichtschön wie Apoll, der Köcher und Pfeil
Im Gebüsch ablegt und die Leier bezieht
Mit Saiten! Es spült der kastalische Quell
An die Knöchel des Gotts, und es schleicht Sehnsucht
In die liebliche Seele der Musen!

Das Publikum stimmt in den Beifallsjubel mit ein und erklärt, dass der Dichter diesmal sich selber übertroffen habe. Leider hat sich aber unter den Zuschauern auch der Verstand eingefunden, ein etwas trockener, zugeknöpfter Herr, der den lieben Deutschen überlästig geworden und deshalb aus Berlin verbannt ist. Als nun der Dichter auch von diesem den ersehnten Lobtribut einfordert, bekommt er plötzlich aus dessen Munde furchtbare, vernichtende Worte zu hören:

Unseliger, der Du heute nun erfahren musst,
Welch einen Schatz beherzter Überlegenheit,
Welch eine Suada dichterischer Redekunst
In meines Wesens Wesenheit Natur gelegt!
Denn jeden Hauch, der zwischen meine Zähne sich
Zur Lippe drängt, begleiten auch Zermalmungen!

— — — — — — — — — — — — —

Du bist allein ein ganzer Tollhaushelikon!
Der langen Weile nie versiegender Quell entspringt,
Wo nur den Boden stampfen mag Dein Pegasus!
Drum kraft der Vollmacht, welche mir die Kunst verlieh,
Zerstör' ich Dich und gebe Dich dem Nichts anheim!
In meinen Waffen spiegle Dich, erkenne Dich,
Erschrick vor Deiner Hässlichkeit und stirb sodann!
Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochus,
Ein Zeus in meinem Silbenfall, ein Donnerer.
Von mir getötet gaffst Du noch Bewunderung.

Diese strafenden Worte des Verstandes, der hier unversehens zu einer scharf bestimmten Persönlichkeit wird, welche die stolzen Züge des Grafen Platen trägt, führen endlich eine bedeutsame Wandlung herbei: sie bringen das denkfaule Publikum und selbst den Chor der Heidschnucken zur Besinnung und den ruhmeslüsternen Romantiker selbst zur Erkenntnis seiner Nichtigkeit. Da er aber den Verlust der gewohnten Huldigungen nicht ertragen kann, so „schnappt er über". Er lässt sich schliesslich gern in's Narrenhaus abführen, als man ihm dort wenigstens Bewunderer und Mäcene in Aussicht stellt.

Schon vorhin habe ich angedeutet, dass die Wirkung dieses Stückes, in welchem uns ohne Frage ein sehr ergötzliches Feuerwerk des Witzes dargeboten wird, keineswegs den Erwartungen des Dichters entsprach. Das Verdammungsurteil, welches er über Immermann fällte, wurde von der öffentlichen Meinung nicht bestätigt. Die Pfeile seiner Satire verfehlten das Ziel oder erwiesen sich, wo sie trafen, nicht so mörderisch wie die seines Beschützers Apollo, der ihm hier, in einer nicht ganz reinen Sache, seinen Beistand zu versagen schien. Ja, manche Pfeile prallten auf die Brust des Schützen zurück und erwiesen sich so erst in Wahrheit als Bringer bittrer Schmerzen. Von seinem übelberatenen Kampfeseifer hatte sich nämlich der Dichter dazu hinreissen lassen, auch gegen Heinrich Heine, den Freund Immermanns, einige Seitenhiebe zu richten. Er hatte ihn als den Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin verhöhnt oder geradezu geschmäht als des sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten. Und woher dieser heftige Zorn gegen den Dichter des Buchs der Lieder? Weil dieser in den ersten Teil seiner Reisebilder eben jene Xenien Immermanns aufgenommen hatte, welche das reizbare Gemüt des hochgeborenen Poeten so tief verwundeten. Heine antwortete aber auf jene unedlen Ausfälle des Grafen mit einem Pasquill, das ebenso schlagfertig und witzig als grob und boshaft war und das litterarische Ansehn des Gegners empfindlich schädigte. Erst die Nachwelt, welche dem gehässigen Kampf der Personen entrückt ist, hat das bleibende Verdienst auch des romantischen Ödipus würdigen gelernt. Doch wird man es immer bedauern müssen, dass der Dichter durch die unselige Verquickung einer sachlichen Kritik mit persönlicher Feindschaft die Wirkung seines geistvollen Werks erheblich abgeschwächt und sich selbst um den Lohn einer verdienstlichen That betrogen hat.